

* Biogr. *

1015

gia

Biogr. 1015 gia (Rückert)

Luncker

6. 2. 1

Friedrich Rückert

als

Professor am Gymnasium zu Hanau

und sein Director

Johannes Schulze.

Ein

Beitrag zur Rückert-Biographie

Von

Dr. Albert Duncker,

Oberlehrer am Real-Gymnasium zu Wiesbaden.

Zweite vollständig umgearbeitete Auflage.

Wiesbaden.

Verlag von Julius Niedner.

1880.



VORWORT.

Die günstige Aufnahme, welche die erste als Gelegenheitsschrift vor fünf Jahren zu Hanau erschienene Auflage dieser Monographie fand, ist es nicht allein, welche diese neue erweiterte und in wesentlichen Punkten veränderte Bearbeitung hervorgerufen hat. Meine in der ersten Auflage ausgesprochene Hoffnung, die Veröffentlichung werde zur Lösung mehrerer Rückerts abenteuerliche Flucht aus Hanau betreffender noch unbeantworteter Fragen Veranlassung geben, hat sich in erfreulichster Weise durch die Publicationen Robert Boxberger's in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« 1875, Beil. Nr. 223 und 224, erfüllt, wo aus der Autographensammlung des Herrn K. Künzel zu Heilbronn zwei wichtige, auf Rückerts Entweichung bezügliche Documente, der Abschiedsbrief des jungen Dichters an seinen Director Johannes Schulze und ein Schreiben von Rückerts Vater an Schulze, zum ersten Male herausgegeben wurden. Ausserdem veröffentlichte Boxberger in demselben Jahre in F. Schnorr von Carolsfelds »Archiv für Literaturgeschichte« V, 235 f. einen vom 22. December

1812 datirten Brief Rückerts an Knebel in Jena, der gleichfalls neues Licht auf die Beweggründe wirft, welche Rückert bei den Verhandlungen über die Hanauer Gymnasialprofessur leiteten. Endlich ist auch meinerseits eine eingehende Schilderung der Hanauer Zustände im Januar 1813 und der Männer, mit denen der Dichter zu Hanau verkehrte, unter dem Titel »Friedrich Rückert und seine Hanauer Freunde« in der »Allgemeinen Zeitung« 1875, Nr. 360 und 361 (Hauptbl.), erschienen. Ferner gelang es mir, ein dem Einstampfen entgangenes Exemplar der von der grossherzoglich frankfurtischen Polizei unmittelbar vor Rückerts Flucht confiscirten Rede wieder aufzufinden, die Johannes Schulze für die auf den 1. Februar 1813 anberaumte Eröffnungsfeier des neuen Hanauer Gymnasiums hatte drucken lassen. In einem Aufsätze: »Die Confiscation der Einladungsschrift Johannes Schulzes zur Eröffnung des grossherzoglich frankfurtischen Gymnasiums zu Hanau« gab ich in Nr. 17 und 18 der »Hanauer Zeitung« 1876 (21. und 22. Januar) davon Kenntniss. Schon früher hatte ich in demselben Blatte (Nr. 295 vom 16. December 1874) von dem günstigen Erfolge meiner Bemühungen, die Wohnung des Dichters in Hanau wieder aufzufinden, Mittheilung gemacht. Alle diese Veröffentlichungen hat der bekannte Rückertforscher, Herr Dr. Konrad Beyer zu Eisenach, mit meiner Zustimmung in seinem neuen Buche »Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückerts und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften«, Wien 1877, in den Abschnitten IX—XI, S. 146—181, unter wörtlichem Abdruck vieler Stellen verwerthet. Andererseits hat Herr Dr. Boxberger in seinen »Rückert-Studien«, Gotha 1878, in Capitel V, S. 68 f. den Brief Rückerts

an Knebel und in Capitel XIV, S. 279—298 seinen Aufsatz aus der »Allgemeinen Zeitung«, betitelt »Friedrich Rückerts Aufenthalt in Hanau und Selbstbekenntnisse«, einen im Erfurter Geschichtsverein gehaltenen Vortrag, unverändert wieder abdrucken lassen.

Dass ich in der vorliegenden durch jene Publicationen nothwendig gewordenen Neubearbeitung meiner Schrift vollkommen auf eigenen Füßen stehe und mich auf die Abhandlungen dieser zwei um die Rückertliteratur verdienten Gelehrten nur da stütze, wo ich ihre Arbeiten citire, habe ich hier wohl kaum hervorzuheben. Wissenschaftlicher Polemik im Texte ausgedehnten Raum zu gewähren, hielt ich für unthunlich, um so mehr, als ich schon früher in der »Allgemeinen Zeitung« und neuerdings in einem Aufsatze »Zur Controverse über Friedrich Rückerts Flucht aus Hanau im Januar 1813« (Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrgang 1878. Heft III, S. 24—29. Cassel 1879) meine Stellung zu den Schriften jener beiden Literarhistoriker genügend bezeichnet zu haben glaube. Mit allen Freunden des grossen Dichters bleibe ich beiden Herrn stets zu lebhaftem Danke verpflichtet. Die verdienstlichen Arbeiten C. Fortlage's, R. von Gottschall's, C. Kühner's u. A. zum Verständniss von Rückerts Leben und Dichtungen wurden selbstverständlich herangezogen. Doch habe ich Citate möglichst zu vermeiden gesucht und nur dann angebracht, wenn eine meiner Ausführungen sich lediglich an schon anderweit erbrachte Nachweise anlehnen musste. Eine grössere Anzahl Anmerkungen der ersten Auflage, die von mehr localem Interesse waren oder weniger wichtige Einzelheiten aus den hier in Betracht kommenden Actenstücken des Hanauer Gymnasialarchivs

enthielten, glaubte ich streichen zu dürfen, ohne dem Ganzen Abbruch zu thun. Dagegen treten die Schilderungen der Zustände zu Hanau in den letzten Monaten der Franzosenherrschaft und insonderheit die bedeutende Persönlichkeit Johannes Schulzes hier weit mehr hervor als in der ersten Auflage. Daher hielt ich es für gerechtfertigt, diesen Umstand auch schon durch eine Aenderung im Titel der Abhandlung zu erkennen zu geben.

Die vorkommenden Citate aus Rückerts Werken sind entweder nach der grossen Gesammtausgabe in 12 Bänden, Frankfurt a. M. 1868—69, oder nach der Erlanger Ausgabe (5. Aufl.) gegeben. Die Frankfurter Ausgabe habe ich mit Ges. poet. Werke (Gesammelte poetische Werke), die Erlanger mit Ges. Ged. (Gesammelte Gedichte) bezeichnet. Auch die neueste (20.) Auflage der früher von Rückert selbst getroffenen Auswahl seiner Gedichte, Frankfurt a. M. 1879, ist daneben noch an einigen Stellen citirt. Uebrigens sind, wie schon ein flüchtiger Blick lehrt, die meisten der Citate solchen Erzeugnissen der Rückertschen Muse entnommen, die längst poetisches Gemeingut der Nation geworden sind.

Die den Schluss bildenden Einzelmomente aus Rückerts und Schulzes späterem Leben, namentlich aus ihrem Aufenthalte zu Berlin, der hier zum ersten Male gedruckte Brief Schulzes vom 28. Juli 1848 an seinen Schwager C. Rössler in Hanau, der wiederholte Hinblick auf die unter den verschiedensten Verhältnissen und Zeitumständen stets treubewährte vaterländische Gesinnung des Dichters und des Schulmanns werden, wenn sie auch ausserhalb des Rahmens jener Episode aus Rückerts Jugendzeit liegen, dennoch, so wage ich zu hoffen, Manchem keine unwillkommene Gabe sein. Denn heute, wo wir Deutsche wieder eine grosse und mächtige

Nation geworden sind, muss es für uns doppelt erhebend sein, zu hören, wie unsere begabtesten Geister in den Tagen der Zerrissenheit weder kleinmüthig verzagten noch sich den Geschicken des Vaterlandes gegenüber gleichgültig und theilnahmslos verhielten, sondern sich nimmermehr die felsenfeste Zuversicht auf eine dereinstige politische Auferstehung unseres Volkes rauben liessen.

So möge denn das Schriftchen sich auch in seiner neuen Bearbeitung wieder Freunde erwerben, die nach seinem Durchlesen sich sagen, dass die Verse auf es nicht passen, mit welchen Friedrich Bodenstedt in »Einkehr und Umschau« so treffend unsere »modernen Alexandriner« geisselt:

Dass auch der grösste Genius,
Dafern er Kleider trägt und Hemden,
Waschfrau und Schneider haben muss,
Wird keine Menschenseele befremden.

Befremdlich ist nur, dass all der Bettel
Von Kleiderrechnung und Wäschezettel
Herausgegeben nach halbem Jahrhundert,
Wird als verdienstliches Werk bewundert.

Vielmehr bin ich der Meinung, dass sich auch auf die Entweichung Friedrich Rückerts aus Hanau sehr wohl das Urtheil anwenden lasse, welches H. Viehoff in seinem »Leben Schillers« über Schillers bekannte Flucht von Stuttgart nach Mannheim fällt: »Die Flucht war nichts als die entschlossene, aber möglichst mild vollzogene That eines seiner hohen Bestimmung bewussten Geistes, der diese That seiner Selbsterhaltung schuldig zu sein glaubte.« Möge den Lesern und Leserinnen der nachfolgenden Episode aus Rückerts Jugendtagen auch jene Strophe vor die Seele treten, durch die der Poet

sich selbst in dem kleinen Gedichte »Das Leben ein Gesang« so treffend charakterisirt hat. Denn dort singt er:

Dass mein Leben ein Gesang,
Sag' ichs nur! geworden;
Jeder Sturm und jeder Drang
Dient ihm zu Accorden.

Wiesbaden, 18. October 1879.

Der Verfasser.

Kein Ruhm währt lang', den blos das Schwert erstritten,
Drum lassen wir des Geistes Wehr nicht rosten —
Das Schwert sei uns'rer Einheit Hort und Hüter,
Der Geist sei Mehrer unserer höchsten Güter.

F. BODENSTEDT »Prolog zur Sedanfeier
in Dresden 1874«.

Der Lebensgang Friedrich Rückerts war, wie bekannt, grösstentheils kein stürmisch bewegter, im Gegentheil ein verhältnissmässig ruhiger und glücklicher. Nicht nur, dass sich schon ziemlich frühe seine äussere Lage derart gestaltete, dass ihm geradezu drückende Sorgen für die Seinen fern blieben, wenn er auch nicht sich Goethe'schen Wohlstands zu erfreuen hatte, es unterschied ihn auch von dem gewaltigen Altmeister der deutschen Poesie die philosophische Ruhe der Seele, die Freiheit von herzerschütternden und herzzerreissenden Leidenschaften. Deshalb erscheint der ihm so oft beigelegte Namen des »deutschen Brahmanen« nur zu gerechtfertigt. Gewiss hat die liebevolle Versenkung in die Dichtungen des Orients, gewiss ein höchst glückliches Familienleben die von Hause aus stark ausgeprägte beschauliche Seite von Rückerts Charakter nicht wenig gefördert; Poesie und Leben standen bei ihm, wie bei nur wenigen Dichtern, — und darin hat er wieder grosse Aehnlichkeit mit Goethe — in vollkommenem Einklang. Seine meisten und vollendetsten Schöpfungen zeigen uns den gereiften Denker,

den Geistesfürsten, dem ebenso seltener Scharfblick für alle Seiten der Menschennatur als für die Beziehungen des Menschen zum Göttlichen innewohnt. Und doch hat dieser Dichterphilosoph stürmische, drangvolle Jugendtage verlebt, doch lag für diese ideale Natur einst die Gefahr nahe, im Ringen um die Existenz in der Entfaltung gehemmt und niedergedrückt, wenn nicht gar erstickt zu werden durch die Last einer ihr aufgedrungenen Lebensstellung. Aber wie Friedrich Schiller durch seine Flucht von Stuttgart, so zerriss auch Friedrich Rückert gewaltsam die Bande, in welche ihn ein Beruf schlagen wollte, zu dem er sich nur in Unlust und verzweifelter Seelenstimmung bereit erklärt hatte. Darin beruht die Bedeutung der eigentümlichen Flucht des jungen Dichters aus Hanau im Januar 1813. Andere Beweggründe, insonderheit patriotische, wirkten bei jenem Ereigniss, das für Rückerts weiteren Entwicklungsgang von entscheidender Bedeutung war, noch wesentlich mit. So kann es denn weder eine ganz unwichtige noch eine undankbare Aufgabe sein, die grosse Zahl der Gebildeten unseres Volkes, deren Herzen warm für den herrlichen Dichter schlugen, mit den näheren Umständen bekannt zu machen, unter denen jener bedeutsame Wendepunkt in Rückerts Lebensgange eintrat. Geistvolle, gleich ihm von glühender Vaterlandsliebe erfüllte Persönlichkeiten, die damals zu dem jungen Poeten in Beziehung standen, aber fast mehr noch der welthistorische Hintergrund, den zu Rückerts Flucht aus dem Dienste des Fürsten Primas der Beginn der deutschen Volkserhebung von 1813 bildet, verleihen jener Episode aus der Sturm- und Drangperiode des Dichters für den Freund vaterländischer Geschichte besonderen Reiz. So darf das Ganze hoffen, als ein kleines Einzelbild aus dem grossen Cyclus eines deutschen Dichterlebens seinen be-

scheidenen Platz einzunehmen und vielleicht ein wenig zur näheren Würdigung der Motive von Rückerts patriotischer Jugendliryk beizutragen. Gehört ja doch auch Freimund Reimar zu den hervorragendsten Schöpfern jener herrlichen Lieder der Befreiungskriege, »an denen, nach einem treffenden Worte Heinrichs von Treitschke¹⁾, wir Nachkommen uns versündigen würden, wenn wir dies Vermächtniss einer Heldenzeit jemals bloß mit aesthetischen Blicken betrachteten.«

Zum Verständniss der Darstellung ist zunächst die Bekanntschaft mit den Umständen erforderlich, unter denen Rückerts Verweilen zu Hanau stattfand.

Es war im Jahre 1812. Hanaus damaliger Regent Karl von Dalberg, Fürst-Primas des Rheinbundes und Grossherzog von Frankfurt, der, wie man auch über sein politisches Verhalten dem französischen Eroberer gegenüber denken mag, doch stets das Lob geerntet hat, das Beste seiner Unterthanen nach Kräften gewollt zu haben, hatte um jene Zeit im wohlverstandenen Interesse des höheren Schulwesens Hanaus die Vereinigung der beiden bis dahin dort bestehenden Gymnasien, des lutherischen und des reformirten, gewöhnlich Hohelandesschule genannten, beschlossen. Der seither noch an der Hohelandesschule bestehende akademische Cursus sollte verschwinden und aus beiden Schulen ein dem Frankfurter ähnliches grossherzogliches Gymnasium mit vier Classen geschaffen werden. Zur Organisirung und Leitung dieses neuen Gymnasiums wurde Dr. Johannes Schulze, seither Professor am Gymnasium zu Weimar, als Director berufen. Ausserdem erhielt er den Titel eines Oberschulraths und die Stellung eines Mitglieds der gross-

1) Deutsche Gesch. im 19. Jahrhdt. I, 432.

herzoglichen Ober-Schul- und Studien-Inspection zu Hanau. Die getroffene Wahl erwies sich als eine äusserst glückliche. Schulze, obwohl damals erst 26 Jahre zählend, ersetzte, was ihm an pädagogischer Erfahrung noch abging, durch innige Liebe zu seinem Berufe und ein hervorragendes organisatorisches Talent, das sich während seines Verweilens zu Hanau unter schwierigen Verhältnissen erst so recht entwickeln sollte. Mit dieser Begabung als Lehrer und Dirigent verband er ein gründliches philologisches und theologisches Wissen, ein für alles Gute und Schöne empfängliches Herz, und — was man freilich in jenen Tagen der Knechtschaft nur im vertrauten Freundeskreise verrathen durfte — warme Liebe zu seinem deutschen Vaterlande. Auch ihm war eine bedeutende Zukunft bestimmt, wenn auch nicht auf dem Gebiete der Poesie, wie einem Rückert, so doch auch als wackerem Streiter für andere ideale Güter des deutschen Volkes. Denn er ward vier Jahre später, 1816, an die neue preussische Regierung zu Coblenz als Consistorial- und Schulrath berufen, von dort aber durch Altenstein 1818 als vortragender Rath in das kurz vorher errichtete Cultusministerium zu Berlin. Seine langjährige segensreiche Wirksamkeit, die er in dieser Stellung als Organisator der Pflanzstätten wahrer Geistesbildung, der höheren Schulen, ausübte, ist unvergessen, wenn auch das ihm seitens der deutschen Gelehrtenwelt gebührende Denkmal, die Herausgabe einer ausführlichen Biographie, noch fehlt¹⁾. Ein geborener Mecklenburger, der auf den Gym-

1) Vgl. über sein Leben R. Köpke »Zum Andenken an Dr. Johannes Schulze« in der Zeitschrift f. preuss. Gesch. u. Landeskde VI, 355 ff. (Abdruck aus der Spenerschen Zeitung vom 6. u. 7. März 1869. Nr. 55 u. 56). Mit der Herausgabe einer ausführlichen Biographie, die zum Theil auf Memoiren des Verewigten beruht, ist dem Vernehmen nach gegenwärtig Herr Prof. Dr. Varrentrapp zu Marburg beschäftigt.

nasien zu Schwerin und Kloster Bergen bei Magdeburg, dann auf den Hochschulen zu Halle und Leipzig seine Bildung erhalten hatte, war er 1808 auf Franz Passows Empfehlung Professor am Gymnasium zu Weimar geworden. Seine dort bewiesene pädagogische und wissenschaftliche Tüchtigkeit machte den hochgebildeten Karl von Dalberg, der schon seit seiner Statthalterschaft zu Erfurt mit Ilm-Athens literarischen Grössen regen Verkehr unterhielt, auf ihn aufmerksam. Von dem Eifer, mit dem Schulze seine neue Stellung zu Hanau antrat, zeugen noch viele im dortigen Gymnasialarchive und im Marburger Staatsarchive befindliche, von seiner Hand herrührende Gutachten, Entwürfe und Eingaben, an die Ober-Schul- und Studien-Inspection zu Hanau sowie an den Generalcurator des öffentlichen Unterrichts im Grossherzogthum Frankfurt, Staatsrath Dr. Pauli zu Aschaffenburg, gerichtet. In diesen Actenstücken spricht er sich sowohl über die allgemeinen Ziele des Gymnasialunterrichts als auch speciell über die ihm in Hanau zu Theil gewordene Aufgabe ausführlich aus und vertritt aufs Nachdrücklichste seine Ansichten den Einwürfen einiger geistlicher Mitglieder der Ober-Schul-Inspection gegenüber.

Die Besetzung der Lehrerstellen an der neu zu schaffenden Anstalt ward in der Hauptsache seinem Ermessen anheimgegeben. Doch war natürlich vorausgesetzt, dass die noch brauchbaren Kräfte unter den seitherigen Lehrern der Hohenlandesschule dabei thunlichste Berücksichtigung finden würden. Die Lehrer des früheren lutherischen Gymnasiums dagegen erhielten Verwendung an der gleichzeitig neu errichteten Bürger- und Realschule, zu deren Director der Pfarrer an der lutherischen Kirche zu Hanau, Heynemann, mit dem Charakter als Professor ernannt wurde. Schulze behielt von den früheren Lehrern

der Hohenlandesschule den Rector und Professor Hadermann, den Conrector Zipf, welcher den Professortitel erhielt, und den Cantor Rauch bei. Ausserdem wurden als ausserordentliche Lehrer und zwar als französischer Sprachmeister der Emigrant de Bertier, der auch an der Realschule Unterricht ertheilte, als Lehrer der Mathematik Herr Emmel angestellt. Zur weiteren Hebung der Anstalt aber sollten zwei Berufungen dienen, die Schulze nach auswärts ergehen liess. So berief er zur Uebernahme von zwei weiteren ordentlichen Lehrerstellen, deren Inhaber den Professortitel führen sollten, den seitherigen Privatdocenten an der Universität Heidelberg, Dr. Börsch¹⁾, und den früheren Privatdocenten an der Universität Jena, Dr. Friedrich Rückert, unseren Dichter.

Ueber das Datum von Rückerts Berufung lässt sich nichts Bestimmtes feststellen, da sich darüber in den Acten des Gymnasialarchivs keine Notiz findet. Doch ist anzunehmen, dass sie ziemlich gleichzeitig mit der seines

1) Ueber Börsch, den Collegen, der nach Schulze Rückert damals am nächsten gestanden zu haben scheint, habe ich ausführliche biographische Notizen von seiner in Cassel lebenden Tochter, Fräulein Lili Börsch, erhalten, wofür ich hier meinen herzlichsten Dank ausspreche. Ich entnehme ihnen Folgendes: Börsch, geboren 1780 zu Eckartsberga im damaligen Kurfürstenthume Sachsen (jetzt in der preuss. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg), zu Schulpforta erzogen, studirte Philologie und Geschichte zu Leipzig und Jena und habilitirte sich nachher als Privatdocent zu Heidelberg. Dort traf ihn die Berufung nach Hanau, wo er bis 1814 blieb. Von 1814 bis 1833 wirkte er in Marburg als Lehrer am dortigen Pädagogium und Professor in der philosophischen Facultät. 1833 wurde er bei Gelegenheit der durch Hassenpflug und Vilmar vollzogenen Umwandlung des Pädagogiums in ein Gymnasium wieder als Gymnasialprofessor nach Hanau versetzt. Dort blieb er zehn Jahre. Zuletzt nach Cassel versetzt, starb er daselbst im Juli 1844.

Collegen Börsch erfolgte, welche, wie aus einer noch vorhandenen Eingabe desselben an die Ober-Schul- und Studien-Inspection hervorgeht, am 2. November 1812 stattfand. Rückert, der damals im 25. Lebensjahre stand — er war den 16. Mai 1788 zu Schweinfurt geboren — hatte sich nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt und Beendigung seiner anfänglich juristischen, später aber nur philologischen und philosophischen Studien, denen er zu Würzburg obgelegen hatte, 1811 als Privatdocent der Philologie zu Jena habilitirt. Der Inhalt und die bekannt gewordene glänzende Vertheidigung¹⁾ seiner Inauguraldissertation »de idea philologiae«, die zugleich als seine Habilitations-Schrift diente, hatten die Aufmerksamkeit des gelehrten weimarischen Kreises auf ihn gelenkt, zu dem damals, wie wir oben sahen, auch Johannes Schulze gehörte. Rückert verfocht nämlich in dieser Dissertation den den Philologen der alten Schule höchst absurd erscheinenden Satz, dass der Sprache und Poesie der Griechen nur eine Stelle in dem Entwicklungsgange des menschlichen Geistes zukomme, dass sie aber nicht die absolute Vollendung der Sprache und Poesie an sich seien, wofür sie die Verehrer des klassischen Alterthums erklärten. Diese Gedanken, die schon den gewaltigen Geist verkündeten, der die Poesien aller Zeiten und Völker mit gleichem Verständniss und gleicher Liebe in sich aufnahm und seinem Volke nahe zu bringen suchte, hatten zwar ebenso, wie die schlagfertige Art und Weise, mit welcher der junge Privatdocent seine Opponenten, die altgelehrten Häupter der jenenser philosophischen Facultät, abfertigte, unter der akademischen Jugend grossen

1) Das Nähere darüber s. bei Beyer, Friedrich Rückert. Ein biogr. Denkmal. Frankfurt a. M. 1868. S. 41 ff.

Beifall gefunden, ihm aber unter seinen neuen Kollegen keine sonderlichen Freunde erworben. Auch genügte dem erwachenden dichterischen Genius bald die neuerworbene Stellung nicht mehr. So äusserte sich sein Jugendfreund und einstiger Zuhörer zu Jena, Friedrich Schubart, über Rückerts damalige Bestrebungen später folgendermassen¹⁾: »In unseren letzten Jena'schen Zeiten (d. h. gegen Anfang 1812) schien er sich immer mehr und immer ausschliesslicher der Dichtkunst in die Arme zu werfen und jetzt schon von ihr die Bestimmung seines Lebensgangs zu erwarten. Wenigstens ist es mir durch seinen nachmaligen Dichterruhm um so sicherer im Gedächtniss festgehalten worden, wie er damals in Jena einmal gegen John (einen anderen Jugendfreund) und mich erklärte: er sei darauf gefasst, dass seine ersten Dichtwerke, die er herausgeben würde, sich in Makulatur verwandeln würden, dass ihn dieses jedoch nicht abschrecken werde, da er sicher hoffe, im Laufe der Zeit mit seinen dichterischen Leistungen durchzudringen.«

Ohnehin waren die Zeiten nicht danach angethan, die Thätigkeit des Universitätslehrers zu einer fruchtbringenden zu machen. Des Vaterlandes Schmach lastete schwer auf jedem edlen deutschen Gemüthe und nicht jeder Poetennatur war die allem politischen Treiben abgewandte Beschaulichkeit des grössten dichterischen Zeitgenossen Rückerts, Goethes, gegeben, für dessen damaliges wie späteres Verhalten gegenüber den meisten patriotischen Strömungen Niemand treffendere Worte gefunden hat, als Ludwig Uhland, wenn er in seiner »Wanderung« klagt²⁾:

1) Beyer, Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert und kritische Gänge und Studien. Leipzig 1873. I, 55.

2) Gegenüber Beyer »Nachgelassene Ged. F. Rückerts u. s. w.« Wien 1877. S. 331 ff. bleibe ich der Meinung Julian Schmidts (National-

Nicht hatt' er Zeit zu achten
Auf eines Volkes Schmerz,
Er konnte nur betrachten
Sein gross, zerrissen Herz.

Wenn wir heute lesen, wie Rückert zu einer Zeit, als ihm schon Weltpoesie Weltversöhnung geworden war, in dem Sonett »Goethes Tod (1832)« und namentlich im 19. Buche der »Weisheit des Brahmanen« unseren grössten dichterischen Genius gegen den von Börne, W. Menzel u. A. gegen ihn geschleuderten Vorwurf der Vaterlandslosigkeit mit flammenden Versen vertheidigt, vergessen wir nur zu leicht, dass der junge freiheitsbegeisterte Rückert die 1814 zu Berlin erfolgte Aufführung des »Epimenides«, jener neuerdings über Gebühr erhobenen vaterländischen Gelegenheitsdichtung des Altmeisters, mit dem beissenden Epigramm »Goethe im Epimenides« begleitete:

»Vornehm war ich schon längst und bequem; nun hab' ich bequemt mich
Auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein¹⁾.«

In unseren Tagen hat wiederum ein hervorragender Historiker und Patriot, Heinrich von Treitschke in seiner epochemachenden »Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert« auf jene beklagenswerthe Haltung Goethes mit den Worten hingewiesen²⁾: »Wie konnte der Sohn der guten alten Zeit, der in Frankfurt, Strassburg, Leipzig, Weimar unter einem harmlos friedsamem Völkchen ge-

zeitung 1875. Nr. 21), dass diese Verse sich nur auf Goethe, nicht aber, wie Beyer meint, auf Rückert beziehen lassen. Die »Zerrissenheit« des Rückertschen Herzens in dem von Uhland angedeuteten Sinne dürfte schwerlich auf den durch ein herrliches Familienleben beglückten Rückert der dreissiger Jahre passen.

1) Ges. Ged. Erlanger Ausg. 3. Aufl. II, 286.

2) I, S. 317. Vgl. auch S. 316 u. 342.

lebt, einen deutschen Volkskrieg für möglich halten? Schon die Mitlebenden empfanden es schmerzlich und in alle Zukunft wird es den Deutschen eine traurige Erinnerung bleiben, dass unser grösster Dichter in dem Feinde des Vaterlandes nichts sehen wollte, als den grossen Mann, dass er zu alt war, um die wunderbare, heilvolle Wandlung, die über sein Volk gekommen, ganz zu verstehen.« Nur ein Halbgebildeter wird diesen Ausruf patriotischen Schmerzes missdeuten und den Versuch wagen können, Treitschke deshalb als den Schöpfer eines Zerrbilds Goethes bei der deutschen Nation zu denunciren. Jeder geschichtskundige Freund des Vaterlandes und seiner geistigen Heroen wird vielmehr mit Treitschke ebenso wie die Trauer über Goethes Napoleonscultus »auch die beglückende Gewissheit« theilen, »dass nur ein Deutscher einen »Faust« schreiben konnte und dass dieser Dichter unser war und seine Gestalten von unserem Fleisch und Blut¹⁾!«

Bereits 1809, als Oesterreich sich zum dritten Male gegen Napoleon erhoben hatte, als nach dem Siegestage von Aspern die Herzen so vieler Vaterlandsfreunde mit einem Schimmer der Hoffnung auf endliche Erlösung aus der Knechtschaft erfüllt wurden, war Friedrich Rückert, der eben zu Würzburg seine Studien beendet hatte, entschlossen gewesen, seinen Arm der Sache des Vaterlandes zu leihen und nach der österreichischen Grenze geeilt, um als Freiwilliger in die Armee des Erzherzogs Karl einzutreten. Aber schon in Dresden traf ihn die niederschmetternde Nachricht von dem entscheidenden Siege Napoleons bei Wagram und dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Znaim. Enttäuscht war er in die Heimath zurückgekehrt, nach Ebern in der heutigen bayerischen

1) I, S. 317.

Provinz Unterfranken, wohin eben sein Vater, der seit Friedrichs Geburt schon mehrfach Stellung und Aufenthalt gewechselt hatte, als Rentamtmanu versetzt worden war. Inmitten jener romantischen, auf ein Dichtergemüth aufs Anregendste wirkenden Gegend hatte sich dann der junge Gelehrte durch weitere eifrige Studien auf die akademische Laufbahn vorbereitet, die wir ihn 1811 zu Jena antreten sahen. In diese zu Ebern verbrachte Zeit fällt die Entstehung einer Jugendliebe des Dichters, deren schliesslicher tragischer Ausgang auf seine Gemüthsstimmung noch auf Jahre hinaus Einfluss ausübte. Er lernte damals in dem nahe bei Ebern gelegenen Rentweinsdorf Agnes Müller, die 15jährige Tochter des dortigen Justizamtmanns, kennen, zu der er eine tiefe, von dem Mädchen jedoch nicht erwiderte Neigung fasste, der er in zahlreichen uns noch erhaltenen Gedichten Ausdruck verlieh. Die liebende Erinnerung an Agnes begleitete ihn auch nach Jena in den neuen Beruf. Zu Jena war es auch, wo er, wahrscheinlich im Beginn des Jahres 1812, in sein Tagebuch¹⁾ schon Gedanken niederschrieb, die bei allen Extravaganzen in Empfindung und Urtheil das unablässige Ringen eines dichterisch angelegten Gemüths gegen die durch das Leben und seine Anforderungen ihm gesetzten Schranken zeigen, zugleich aber auch seine feste Ueberzeugung darlegen, dass er nur in der Poesie sein wahres Lebensglück finden werde. Eine Stelle dieser Selbstbekenntnisse ist namentlich bemerkenswerth. Darin heisst es: »Ich habe im December 1811 ein festes Ziel all meines Lebens aufgestellt, entschiedene Poesie, darinnen alles äusserliche

1) Den betr. Tagebuchsauszug publicirte zuerst R. Boxberger in dem Aufsatze »Fr. Rückerts Aufenthalt in Hanau u. bisher noch nicht veröffentlichte Selbstbekenntnisse« Augsburger Allgem. Ztg. 1875. Beil. Nr. 224, S. 3522 f.

irdische untergehen muss: Entsagung des Erdenglücks. Lang hab' ich geschwankt, und auf irdisches Glück verlangend auf seinen Kern irdischer Liebe wenigstens sehnsüchtig hingeschaut. Auch war ein wenig schwankender Streit zwischen Poesie und einem irdischen Streben oder reiner Wissenschaft. Zwar früher war das Jus weggeworfen, und nur die Philologie festgehalten, aber bald um ihrer selbst willen, bald der Poesie untergeordnet und nur als die irdische Begleiterin derselben. Recht verstanden soll sie dieses auch immer für mich seyn, das Mittel, um mir eine irdische Lage zu erringen, in der mir dann der eigentliche Zweck des Lebens, Poesie, frei möglich ist.«

Deutlicher kann man sich seinen Lebensgang nicht vorzeichnen, als es hier von dem vierundzwanzigjährigen Dichter geschieht. Als er dies schrieb, ahnte er schwerlich, dass es ihm, wie wenigen Sterblichen, beschieden sein werde, das Ideal, das er sich vorgesetzt hatte, zu erreichen und nach mancherlei Missgeschick und mancherlei Irrthümern, von denen auch er, wie Jeder, der unter dieser Sonne wandelt, nicht verschont blieb, einen ebenso ruhmvollen als glücklichen Lebensabend sein eigen nennen zu können.

Wie wenig wohl er sich aus diesen verschiedenen Gründen in Jena zu fühlen vermochte, ist einleuchtend. Nachdem er nur zwei Semester Vorlesungen gehalten, gab er die Stellung auf und kehrte ins Vaterhaus zurück, ohne seinen Austritt aus dem Kreise der Docenten sogleich anzuzeigen. Er scheint der Universitätsbehörde bei seinem Weggange mitgetheilt zu haben, dass er eine grössere Reise beabsichtige. Denn der jenenser Lectionskatalog für das Sommersemester 1812 enthält über ihn die Worte: *Lectiones suas redux ex itinere, quod suscepturus est, indicabit.*

Er trat jedoch keine Reise an, sondern blieb wieder gegen dreiviertel Jahre im Vaterhause, um sich durch weitere Studien auf eine andere Lebensstellung vorzubereiten, die, was namentlich bei seinem mit irdischen Gütern gerade nicht reich gesegneten Vater in Betracht kommen mochte, in pecuniärer Hinsicht bessere Aussichten bot, als die schlecht dotirte akademische Carriere. Nach seiner Rückkehr ins väterliche Haus setzte er den geselligen Verkehr mit der Geliebten und deren Familie eifrig fort, ohne jedoch bei Agnes jemals mehr als das Gefühl der Hochachtung und Freundschaft zu erwecken. Neben ihm warben mehrere seiner Freunde um die Gunst des schönen und lebenswürdigen Mädchens, darunter namentlich Georg Habermann aus Coburg. Er war es, zu dem Agnes, wie sie später auf dem Sterbebette ihrer Schwester gestand, auch ihrerseits eine stille Neigung im Herzen trug. Dieser Liebestraum aber sollte bald ein tragisches Ende finden. Lassen wir darüber Beyer das Wort, der in dramatischer Weise jene Episode aus des Dichters Leben also geschildert hat¹⁾:

»Regelmässig alle 14 Tage, an den Donnerstagen, fand sich in der Anlage des dem Fürstbischof von Greiffenklau gehörigen Schlosses Gereuth, nahe bei Ebern, eine auserwählte Gesellschaft von Edelleuten und Honoratioren der Umgegend, zu denen sich eine grosse Anzahl von Gebildeten aus Coburg und Bamberg — oft 30 bis 40 Chaisen — gesellten, in froher Vereinigung zusammen; die Wirthe von Lahm (einem nahegelegenen Dorfe) oder der von Gereuth liessen grosse Wagenladungen von Speisen und Getränken herbeischaffen. Die Loosung: »Nächsten Donnerstag ist »Anlage« in Gereuth« ver-

1) Friedrich Rückert. Ein biogr. Denkmal. S. 52 f.

mittelte man sich auf grosse Entfernungen hinaus und Friedrich Rückert, der hier seine Coburger Freunde, v. Stockmar, Habermann u. s. w., sowie die obenerwähnte liebliche Agnes und deren Freundinnen aus Rentweinsdorf traf, verfehlte nicht, für gute Tanzmusik zu sorgen. Seine Freundin, die lebensfrohe Agnes, nahm so gern am Tanze Theil; ihr ging das Tanzen über Alles. Im Monat April 1812 waren sie sämmtlich wieder dort versammelt. Da wurde Agnes während des Tanzes plötzlich von heftigem Nasenbluten überfallen, worauf sie gefährlich erkrankte. Zu Pfingsten schien sie wieder völlig hergestellt zu sein und Rückert widmete ihr als »Maiengruss an die Neugesenesene« fünf herrliche Sonette, deren jedes mit einem Buchstaben ihres Namens beginnt¹⁾. Die Freunde hatten sodann für den 11. Juni zur Feier der Wiedergenesung eine Zusammenkunft in Gereuth verabredet und Rückert war mit Stockmar und Georg Habermann bereits auf dem Wege dorthin, als die Nachricht ankam, Agnes sei plötzlich gestorben. Unerwartet rasch hatte ein Blutsturz und eine darauf folgende Entkräftung und Erschöpfung ihr hoffnungsreiches Leben in der Mittagsstunde des 9. Juni geendigt. Die beabsichtigte Freudenfeier hatte sich in eine Todtenfeier verwandelt und der Tag des Festes wurde zum Begräbnisstage. Die Freunde eilten nach Rentweinsdorf und kamen eben zur rechten Zeit an, um Agnes noch im Sarge zu sehen und am Begräbnisse Theil zu nehmen, welches Abends stattfand. Agnes zählte erst 16 $\frac{1}{2}$ Jahre, als ein unerbittliches Geschick ihre Blüthe knickte. Rückert wollte nicht an ihren Tod glauben, so reizend süß sah sie noch im Sarge aus. Man hatte ihr einen Myrthenkranz in das dunkle Haar geflochten und

1) Ges. poet. Werke I, 356 ff.

sie mit Blumen förmlich übersät. Rückert erhielt noch eine Locke ihres Haares als Erinnerungszeichen.«

Zum Troste der gebeugten Eltern und Geschwister der Geliebten dichtete er damals »Neschens Engelgruss«¹⁾, seinem eigenen Schmerz verlieh er Ausdruck in der »Locke der Begabenen«²⁾, worin er singt:

»Eh' ihr sie ins Grab müsst senken,
Gebet mir die Locke nur!
Gönnet meinem Angedenken
Diese einz'ge dunkle Spur!
Dunkle Locke, du von ihren
Reizen einst der Schatten blos;
Da sie all ihr Licht verlieren,
O wie scheint uns dein's so gross;
Von des Todes Bann gefordert
Alle müssen in die Gruft,
Du allein darfst unvermodert
Spielen in des Himmels Luft
Du allein bist nun geblieben,
Einst so schwach, nun stark genug,
Um zu tragen all mein Lieben,
Das ein ganzer Himmel trug.
Denn wie einst an dir, o Locke,
All die süsse Schönheit hing,
So zum Trotz der Sterbeglocke
Hängt sie noch an diesem Ring.
Wie den Ring ich magisch drehe,
Zieht er sie vom Grab empor
Vor mein Antlitz, und ich sehe,
Dass mein Herz sie nicht verlor.«

Und wie treu er die Erinnerung an diese seine erste Jugendliebe selbst bis in sein Alter bewahrte, bezeugt das schöne Gedicht »Erinnerung«, das er 1833, als er längst das ersehnte häusliche Glück gefunden hatte, verfasste.

1) Ges. Ged. III, 92.

2) Ges. poet. Werke I, 358.

In der Frankfurter Gesamtausgabe bildet es den Schluss des Abschnitts »Agnes« zum »Vorfrühling« des »Liebesfrühlings«¹⁾. Noch einmal steigt vor des Dichters Seele die holde Gestalt der früh Heimgegangenen herauf, indem er singt:

Ewig jung zu bleiben,
Ist, wie Dichter schreiben,
Höchstes Lebensgut.
Willst Du es erwerben,
Musst Du frühe sterben,
Frisches junges Blut,
Blühend Dich versenken
In ein Angedenken,
Wo Du wohlbehut
Sicher aufgehoben
Ruhst unangeschnoben
Von der Stürme Wuth!
Wie in mir noch lebet
Eine, die entschwebet
Längst im Jugendmuth;
In mich aufgenommen
Schiffst sie unverglommen
Auf der Zeiten Fluth;
Selbst bin ich eraltet,
Aber uneraltet
Athmet ihre Gluth;
Sie ist schöner heute
Noch als alle Bräute,
Die nun zwanzig Jahre
Mir im Herzen ruht,
Mit dem Myrthenkranz im dunklen Haare,
Wie man Bräut' in Gräber thut.«

Bald nach der Geliebten Tod, noch im Sommer 1812, begann er den herrlichen Sonettenkranz »Agnes'

1) Ges. poet. Werke I, 364.

Todtenfeier«¹⁾, seine erste wahrhaft bedeutende poetische Leistung und neben den »Geharnischten Sonetten« das Beste, was er in dieser Dichtungsform geschaffen hat.

Aber der trotz aller guten Vorsätze immer noch unstäte und flatterhafte Sinn des jungen Dichters hielt das edle Bild nicht fest, welches in jenem Sonettenkranze ihm in der Gestalt der hingeschiedenen Jugendgeliebten vor die Seele getreten war. Mochte er auch in späteren Mannesjahren mitunter mit Lächeln an diese »Zeit der gereimten Seufzer, geschossenen Böcke und geflochtenen Körbchen« zurückdenken, wie er sie selbst nachmals nannte, so ist doch gewiss, dass er sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1812 unsäglich elend fühlte, elend durch eigene Schuld. Das klägliche Ende einer zweiten Neigung, die er schon wenige Monate nach Agnes' Tode gefasst hatte, musste diese Stimmung in ihm hervorrufen. Eine Gastwirthstochter, Marielies (Marie Elisabeth) Geuss, deren Vater das »zur Specke« genannte Wirthshaus nahe bei Ebern besass, hatte Rückerts leicht entzündliches Herz in neue Flammen versetzt. Sie besang er unter dem der griechischen Idylle entlehnten Namen Amaryllis, den er des ähnlichen Klangs halber wählte, welchen er mit ihren Vornamen hatte. Aber Marielies, das einfache Landmädchen, wusste die Liebe des Dichters nicht zu würdigen. Sie blieb anfänglich sehr kalt bei seinen zärtlichsten poetischen Liebesbetheuerungen, und als später Rückerts Werben dennoch auf sie und ihre Eltern, die sich durch des jungen

1) Ges. poet. Werke I, 335 ff. In dieser Ausgabe ist »Agnes' Todtenfeier« als 2. Theil des »Vorfrühlings« zu des Dichters »Liebesfrühling« gruppiert und hinter »Amaryllis« gestellt, was der Entstehungszeit der Gedichte nicht entspricht. Aesthetische Gründe lassen jedoch das Verfahren des Herrn Herausgebers als gerechtfertigt erscheinen.

talentvollen Gelehrten Kommen geehrt fühlten, so viel Eindruck machte, dass die Verlobung wirklich stattfinden sollte, liess sich Marielies durch den Spott einer Freundin dahin bringen, das Verhältniss gänzlich abubrechen. Sie bewies damit, dass sie der Liebe des Dichters nicht werth war, jener Liebe, die neun Jahre später in Louise Wiet-
haus-Fischer ein ihrer so würdiges weibliches Wesen beglücken und im »Liebesfrühling« unsterblich machen sollte.

»Wie der »Liebesfrühling,« sagt treffend Beyer¹⁾, die Novelle einer wahren Liebe, welche volle und innige Gegenliebe findet, so ist »Amaryllis« die Geschichte einer ersten Liebe des jugendlich-männlichen Herzens, in der ein für höhere Liebe nicht empfängliches Mädchen das ernste, sich nach Gegenliebe sehnende Herz des Mannes nicht versteht und ihm den süssen Traum zerstört, bis er sich voll Schmerz in der Brust zurückzieht.«

Dass nach diesen Vorgängen Rückert der Aufenthalt in Ebern gänzlich verleidet, ja sogar ein qualvoller sein musste, lässt sich denken. Das drückende Gefühl, durch sein ferneres Verbleiben die Nahrungssorgen seines braven Vaters zu vermehren, dem der Unterhalt einer zahlreichen Familie oblag, kam noch dazu. Er war so sehr in Gefahr, an sich selbst zu verzweifeln, dass er an seinen Freund v. Stockmar zu Coburg damals schreiben konnte: »Jede schöne Stunde dauert mich, weil sie zu nichts ist. In solchen Umständen kann ich Dir auch nichts schicken, das Du lieb habest, da ich selbst an mir nichts lieb habe. Ich schaffe durchaus nichts und das Geschaffene ekelt mich als nicht geschaffen, höckerig, zwerghaft, aufgedunsen, leer Wenn Du mich haben willst, so musst

1) Friedr. Rückert. Ein biogr. Denkmal, S. 60.

Du kommen und mich mit Dir hineinschleppen; denn ich bin so durchaus heruntergekommen, dass ich nicht einmal Anstalten machen kann, meine Stiefel flicken zu lassen, um auszugehen.« Unter diesen Umständen kam an ihn die Berufung an das Gymnasium zu Hanau. Nach Johannes Schulzes brieflichen, Friedrich Ritschl und Beyer gegenüber gethanen, Aeusserungen¹⁾ befürwortete dieser dieselbe warm, da er von seinem Aufenthalte zu Weimar her sich des schlagfertigen jenenser Privatdocenten noch recht wohl erinnerte. Die erste Veranlassung zu ihr gab indessen Rückerts Vater, der selbst nach Hanau reiste und sich bei Schulze, wahrscheinlich auch bei dem gerade dort anwesenden Staatsrath Pauli, persönlich für die Anstellung seines Friedrich verwandte²⁾. Musste er doch in neuer Berufsthätigkeit die beste Heilung für das kranke Herz des Sohnes erblicken. Und dieser, nahe daran, mit der Welt, mit seiner Familie und mit sich selbst zu zerfallen, gab dem wohlgemeinten Drängen des Vaters nach und sagte Annahme der in Aussicht gestellten Gymnasialprofessur zu. Aber schon bald muss ihm diese Zusage leid geworden sein, sei es, dass ihm die Verhältnisse nicht gefielen, unter denen er in Hanau wirken sollte, sei es, dass sich der Unabhängigkeitssinn wieder mächtig in ihm zu regen begann.

Wie sehr dem jungen Director Schulze daran gelegen sein musste, von auswärts ausgezeichnete Lehrkräfte zur Hebung seiner neuen Anstalt heranzuziehen, habe ich bereits oben darzulegen versucht. So wundern wir uns denn nicht, dass er Rückert in Bezug auf die Art und die Anzahl der von diesem zu ertheilenden Lehrstunden Con-

1) Beyer, Nachgel. Ged., S. 165 f.

2) Bei Beyer a. a. O.

cessionen gewährte. Denn alle übrigen ordentlichen Lehrer des neuen Gymnasiums sowie Schulze selbst hatten, mit Ausnahme des kränkenden Professors Hadermann, eine grössere Zahl von Stunden zu ertheilen als Rückert. Unter diesen Umständen wird dann Schulze seinerseits die definitive Verleihung der Stelle von einer Probezeit abhängig gemacht haben¹⁾.

So erhielt denn Friedrich Rückert im November 1812 den Ruf als Professor an das Gymnasium zu Hanau mit einem jährlichen Gehalte von 250 Gulden, wie die Acten des Gymnasialarchivs an mehreren Stellen bezeugen. Ausserdem hatte er nebst Schulze und dem zugleich mit ihm berufenen Professor Börsch noch einen gewissen Antheil vom Schulgelde zu empfangen, der aber 100 Gulden nicht übersteigen sollte. Seine Besoldung betrug also im günstigsten Falle, bei möglichst hoher Frequenz der Anstalt, 350 Gulden. Der mit ihm berufene College Börsch, der übrigens acht Jahre älter war als Rückert und schon längere Zeit als Privatdocent in Heidelberg gewirkt, wahrscheinlich auch keine erschwerenden Bedingungen gestellt hatte, war weit besser besoldet, da er neben jenem Schulgeldsantheil noch 600 Gulden Gehalt erhielt. Dafür hatte

1) So erklärt sich vielleicht der auffallende Widerspruch, dass, während Rückert zur Zeit seiner Anwesenheit in Hanau in den Acten überall als ordentlicher Lehrer und Inhaber der vierten Stelle bezeichnet wird, Schulze am 26. August 1813, also sieben Monate nach des Dichters Entfernung, in einem Berichte an die Ober-Schul- und Studien-Inspection, worin es sich um eine aus dem ehemaligen Rückertschen Gehalte an Professor Börsch zu zahlende Gratification handelt, schreiben konnte, Dr. Rückert sei »nur bis zum Ende des Schuljahrs, d. h. bis zu Michaelis mit provisorischem Gehalte« angestellt gewesen.

er freilich auch 20 Lehrstunden wöchentlich zu geben, während Rückert nur 14 zugetheilt wurden¹⁾.

Das neuorganisirte Gymnasium sollte am 1. Febr. 1813 eröffnet werden. Doch schien es dem Director Schulze räthlich, seine Lehrkräfte schon eine Zeit lang vorher in Hanau beisammen zu haben, um sie mit dem von ihm ausgearbeiteten Lehrplane vollständig vertraut zu machen. Ende December 1812 begab sich daher auch Friedrich Rückert von Ebern nach Hanau. Mit welcher Unlust er hinreiste, beweist ein Brief, den er kurz vorher mit einigen Sonetten an Karl Ludwig von Knebel nach Jena schickte, wo er den bewährten Kritiker, der dort seit 1805 lebte, während seiner Privatdocentschaft kennen gelernt hatte. Ihm schrieb er am 22. December²⁾:

»Ein Andenken bei Ihnen zu erneuern, das ich bei meinem Abschied aus Jena durch einige flüchtige Liederblätter schwerlich sehr dauerhaft begründet zu haben hoffen darf, wage ich es hier, jenen einige neue nachzuschicken, die sich auch, wie jene, Ihres schonenden Urtheils mögen zu erfreuen haben. Es sind dieses Früchte eines nicht sehr milden Sommers und als solche, ob zwar zum Theil in südlicher Form, können sie nicht auf südliche Reife Anspruch machen. Die Sonette sind auf gut Glück ausgehoben aus einer ganzen ungeordneten Schaar einerley Inhalts³⁾, die noch mehrere Brüder erwarten, um

1) Aus den Acten des Hanauer Gymnasialarchivs Rep. A. Ahth. I, Ordgs.-Nr. 27 in der amtlich beglaubigten Abschrift des »Plans zu dem grossherzoglichen Gymnasium des Departements Hanau« vom 18. Januar 1813 und an mehreren anderen Stellen.

2) Der Brief ist zuerst publicirt von R. Boxberger in F. Schnorrs v. Carolsfelds Archiv f. Litgesch. V, 235 f.

3) Wie Boxberger wohl mit Recht vermuthet, der Sonettenkranz »Amaryllis«, der übrigens erst 1825 zu Frankfurt a. M. im Druck erschien, mit dem Zusatze: »Ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812.«

dann, wenn es gelingt, sich als ein Ganzes sehen zu lassen. Mir selbst sind sie noch zu neu, um über den schwierigsten Punkt dieser Dichtart, die Klarheit, urtheilen zu können. Ich habe diesen Sommer in ländlicher Musse allerley geschafft, aber nichts erschaffen, was ein Werk heissen könnte. Zu Anfang des neuen Jahres werde ich eine Reise machen nach Hanau, um wegen einer mir daselbst angetragenen Professur die Umstände selbst einzusehen und vermuthlich, nach Zerschlagung des mir nicht sehr zuständigen Handels, wieder zurückzukehren und dann anzufangen, was ich leider selbst noch nicht weiss.« Er erbittet sich dann eine unter der Adresse des Hofgerichtsraths Dr. Merck nach Würzburg zu sendende Empfehlungskarte Knebels an die Dichterin Amalie von Imhof aus, da er »bei Gelegenheit dieser Reise auch Heidelberg zu berühren gedenke«. Merck solle ihm die Karte, wenn sie ihn auf seiner Durchreise von Ebern nach Hanau nicht mehr in Würzburg anträfe, nachschicken.

Aber haltlos, wie der junge fahrende Poet damals war, änderte er nach seiner Ankunft in Hanau alsbald seine Entschlüsse wieder und beabsichtigte zu bleiben, als er die lebenswürdige und bedeutende Persönlichkeit seines Directors Schulze näher kennen gelernt hatte. Jedoch Enttäuschungen, die er bezüglich seiner dienstlichen und materiellen Stellung erfahren sollte, dazu noch der Einfluss gewaltiger politischer Ereignisse, die sich gerade um die Zeit seines Eintreffens in Hanau in Deutschland vorbereiteten, führten einen erneuten Umschlag seiner Stimmung herbei und liessen bald den Boden, welchen er betreten, gleichsam unter seinen Füßen brennen.

Der neue Gymnasialprofessor miethete sich nahe dem Gymnasium in einem kleinen Eckhause am Paradenplatze,

Rosengasse 27, ein, merkwürdiger Weise unmittelbar neben dem Hause, wo wenige Jahrzehnte vorher zwei andere gewaltige Meister der deutschen Sprache, die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, das Licht der Welt erblickt hatten. Das einstöckige Häuschen,¹⁾ welches 1813 zu dem Besitze der Familie Rössler gehörte, hat sich vor einigen Jahren, zur besseren Betreibung eines neuerdings darin angelegten Spezereiladens mit Wirthschaftsbetrieb, bedeutende Veränderungen gefallen lassen müssen. Eine ihm vom Hanauer Geschichtsverein in Aussicht gestellte Gedächtnisstafel ist bis jetzt noch nicht daran angebracht.

Die Persönlichkeit Rückerts muss damals eine sehr auffallende gewesen sein. Als einen grossen bleichen Jüngling mit langen schwarzen Locken und funkelnden Augen schildert ihn uns Gustav Schwab im Mai 1815²⁾. So zeigt ihn auch der 1818 zu Rom entstandene Stich Karl Barths, den Beyer in Lichtdruck seinen »Nachgelassenen Gedichten Friedrich Rückerts« als Titelbild beigegeben hat. Die schwarze altdeutsche Kleidung freilich, in der ihn Schwab 1815 bei seinem Freunde, dem Freiherrn von Truchsess auf der Bettenburg bei Hassfurt in Unterfranken erblickte, wird er in Hanau als grossherzoglich frankfurtischer Gymnasialprofessor schwerlich getragen haben. Eine derartige Demonstration gegen die bestehenden Verhältnisse wäre wohl kaum von der sehr wachsamen grossherzoglichen Polizei geduldet worden. Zu Mittag speisten er und Schulze, der damals noch unverheirathet war, mit einem dritten Tischgenossen, dem

1) Den Nachweis, dass Rückert dort wohnte, erbrachte das Zeugnis eines 1874 noch lebenden Primaners des Hanauer Gymnasiums von 1813, des inzwischen verstorbenen Medicinalraths Dr. v. Möller zu Hanau. Vgl. Hanauer Ztg. von 1874. Nr. 295. (16. December.)

2) Beyer, F. R. e. biogr. Denkmal, S. 73.

schon oben genannten Emigranten de Bertier¹⁾, der französischen Unterricht an Gymnasium und Realschule ertheilte, in der Speisewirthschaft der Wittwe Mau, zur »Stadt Stockholm« genannt (jetzt Schlossgasse 4). Rückert verkehrte meistens mit Schulze. Doch scheint er auch mit dem gleichzeitig berufenen Dr. Börsch in einige Beziehungen getreten zu sein, da er demselben nach seiner Entfernung von Hanau mehrmals und ausführlich schrieb. Besondere Freundschaft aber muss er mit einem jungen Advokaten Völker geschlossen haben, da er diesen, wie wir sehen werden, vor seiner Flucht aus der Stadt zum Vertrauten wählte. Völker, ziemlich gleichalterig mit Rückert, war ebenso, wie Schulze, eine wegen ihrer Tüchtigkeit und ihres Patriotismus angesehene Persönlichkeit, zugleich auch von gewinnendem Aeussern. Er galt für einen entschiedenen Gegner der Fremdherrschaft und hatte später, wie unten zu zeigen sein wird, nach Rückerts Entfernung von Hanau Gelegenheit, diese Gesinnung öffentlich zu bethätigen. Nach Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. wurde er 1814 Auditeur beim kurhessischen Regiment Kurprinz und verheirathete sich mit der durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichneten Tochter des damals bekannten Mediciners Professor Busch zu Marburg, wohin er auch nachher als Mitglied des Obergerichts versetzt wurde. Nach seiner Pensionirung zog er Ende der 50er Jahre nach Cassel, wo er als Obergerichtsrath a. D. 1868 starb. Er hinterliess keine Kinder. Seine Wittve ist hochbetagt erst 1875 ebenfalls zu Cassel gestorben.

Dass Rückert in Hanau sehr schweigsam war, findet

1) Er verliess Hanau bald nach Rückert, um nach Frankreich zurückzukehren.

seine nur zu natürliche Erklärung in der Stimmung, in welcher er dort ankam. Selbst mit Schulze sprach er nie über seine damalige dichterische Beschäftigung, ein Grund zur Vermuthung, dass der Inhalt der Poesien, mit denen er sich damals trug, auf die harten Schläge, die ihn getroffen, Bezug hatte und vorerst noch für keines Fremden Auge bestimmt war. In seiner damaligen Vorliebe für Calderon, der ihn, nach seinem eigenen 'Geständnisse, »wie ein wahrer Teufel am Strick hatte«¹⁾ mag er sich mit seinem Director Schulze begegnet sein, der schon auf der Universität sich mit spanischer Literatur beschäftigt und 1811 eine Abhandlung über den »standhaften Prinzen« veröffentlicht hatte. Inmitten jene Tage trüber Stimmung setzt man auch die Dichtung der vier schönen »Uebrig gebliebenen Terzinen«²⁾, überschrieben »Die Fackelträger«, »Der Ernährer,« »Wein und Weinen« und »Echo«.

»Du Trauernder, dem auch des Schicksals Wort
Gebrochen hat die junge Lust des Lebens,
Komm' nur und klag' in meinem Felsenport!
Du Sehrender, der du dem Ziel des Strebens
Nicht nahen kannst, nah' meinem Schattenhang,
Und rufe nur! Du rufest nicht vergebens.
Ich will dir kommen in der Lüfte Klang,
Ich will dich in der Blätter Säuseln grüssen,
Dich trösten in der Quelle Marmelgang.
Aus meinen Blumen soll dir Wehmuth spriessen;
Gefühlet hab' ich, was gefühlt du hast;
So lass' dein Klagen mild in's meine fließen!
Vereintes Klagen wird zum Jubel fast.«

So lässt er in der vierten dieser Terzinen das Echo dem gebeugten Sterblichen Trost spenden. Wer erkennt

1) Brief an Schubart vom 20. Dec. 1814 bei Beyer N. M. I, 134.

2) Ges. Ged. (5. Aufl.) I, 115 ff. Das erste und die beiden letzten s. in der Auswahl von Rückerts Gedichten (20. Aufl.) Frankfurt 1879. S. 181 ff.

in diesen Worten nicht die engsten Beziehungen auf des jungen Dichters eigenes trauriges Geschick?

Während er von seinen Geistesproducten mit Niemanden sprach, interessirte er sich dagegen für die damaligen literarischen Arbeiten Schulzes, der schon seit seinem Aufenthalte zu Weimar gemeinsam mit Heinrich Meyer, dem als Kunstkritiker und Alterthumsforscher hochgeschätzten Director der dortigen Zeichenakademie, mit der Herausgabe der Werke Winckelmanns beschäftigt war, die Fernow begonnen hatte. Sie wurde bekanntlich 1825 in 11 Bänden zu Ende geführt. Auch übersetzte er gerade damals das letzte Buch Arrians über die Feldzüge Alexanders des Grossen aus dem Griechischen.

An Lehrstunden waren dem Dichter, wie schon erwähnt, 14 zugewiesen und zwar 6 Stunden Deutsch in Prima, d. h. der untersten der vier Gymnasialclassen, 4 Stunden alte und neue Geschichte in Tertia und Quarta, der zweitobersten und obersten Classe, und 4 Stunden Poetik und Rhetorik ebenfalls in Quarta. Nach dem von Schulze entworfenen und vom grossherzoglichen Generalcuratorium des öffentlichen Unterrichts unter dem 18. Januar 1813 genehmigten Lehrplane war »in Betreff der Bestimmung des Lehrstoffs, der Lehrmethode und der inneren Organisation« des neuen Gymnasiums im Wesentlichen der Frankfurter Gymnasialplan vom 29. October 1812 zu Grunde gelegt. »Besonders, heisst es, bleiben die Verfügungen unverändert, welche sich (in dem Frankfurter Plane) auf das Studium der lateinischen, griechischen und deutschen Sprache und Literatur beziehen.« So enthält der Plan nichts Weiteres über den deutschen Unterricht in Prima, als, es solle »darin deutsche Sprachlehre, sowie Lesen und Erklären deutscher Schriftsteller« vorgenommen werden. Genauere Vorschriften werden dagegen über den

Geschichtsunterricht gegeben, der dem Dichter in den beiden oberen Classen zugetheilt war. Der Plan sagt darüber: »Das Geschichtsstudium fängt in der dritten Classe an und umfasst in derselben die Geschichte der alten Welt mit steter Anwendung der alten Geographie und Chronologie. Die neue Geschichte vom Untergange des römischen Weltreiches an beschäftigt die vierte Classe und wird jedesmal durch einen zweijährigen Cursus so vertheilt, dass ausser einer allgemeinen Darstellung von der Gründung der europäischen Staaten nach der germanischen Völkerwanderung zu Anfang des Schuljahres in jedem der zwei Jahre des Cursus die Geschichte einer andern Nation vorkömmt. An die Spitze des Vortrages von der Geschichte eines jeden Volkes wird die Geographie seines Landes gestellt.« Auch über die Anforderungen, die an den Unterricht in der Poetik und Rhetorik in Quarta gestellt wurden, belehrt uns der Plan nicht näher. Es geht nur aus ihm hervor, dass die Ertheilung dieser Disciplinen verbunden war mit »deutschen Stylübungen und dem Vortrage über die deutsche Prosodie und Metrik«.

Mit diesen Stunden, wie überhaupt mit seinen Verhältnissen in Hanau erklärte sich Rückert, nach Schulzes Versicherung, anfangs zufrieden. Möglich, dass er es auch über sich gebracht hätte, eine Zeitlang dem Unterricht Interesse abzugewinnen, obwohl manche seiner Jugendfreunde, wie John, dies sehr bezweifelten, der auf die Nachricht von des Dichters Berufung nach Hanau zu Schubart äusserte »bei dem *τύπτω* mit den Tertianern werde es Rückert wohl schwerlich lange aushalten«¹⁾. Schon ohnedies dauerte des Dichters Zufriedenheit mit der

1) Beyer, N. M. II, 56.

neuen Stellung nicht lange. Er war in der Erwartung nach Hanau gegangen, von dort aus durch Verhandlungen mit dem Generalcurator des öffentlichen Unterrichts im Grossherzogthum Frankfurt, Staatsrath Pauli zu Aschaffenburg, das ihm zugesicherte, selbst für die damalige Zeit klägliche Gehalt von 250 Gulden aufbessern lassen zu können, wogegen er sich zur Ertheilung einer grösseren Stundenzahl erbot. Denn der ihm zugesicherte Schulgeldsantheil, der 100 Gulden jährlich nicht übersteigen sollte, erwies sich als nahezu illusorisch, da das neugegründete Gymnasium sehr schwach besucht war. Für Rückert, einen Mann, der das Bewusstsein seines Werthes bereits in sich trug, war diese kärgliche Besoldung um so kränkender, als sein gleichzeitig mit ihm berufener College Börsch, früher ebenfalls Privatdocent, mehr als das Doppelte, nämlich 600 Gulden, erhielt. Der Dichter wartete mehrere Wochen auf die Entscheidung der Angelegenheit. Aus der Art und Weise, wie er sich später Schulze gegenüber brieflich ausdrückte, müssen wir schliessen, dass letzterer sich seiner Forderung günstig erwiesen und sie befürwortet hatte. Am 20. Januar kam die Entscheidung. An diesem Tage wurde in einer Conferenz, wie aus dem noch vorhandenen Conferenzprotocoll hervorgeht¹⁾, ihm durch Schulze das vom 19. datirte Rescript des Generalcurators vorgelesen, worin seine Mehrforderungen an Gehalt und Unterrichtsgegenständen nicht genehmigt wurden. Schweigend nahm Rückert das Decret hin, während Börsch in gutmüthigem Scherze ihn ob des geringen Gehalts und der wenigen Lehrstunden als Herrn »collega vel quasi« begrüßte. Von Neuem drängte sich in ihm der Entschluss hervor, nicht zu bleiben, mit dem er, wie wir sahen, schon

1) Im Hanauer Gymnasialarchiv Rep. A. Abth. I, Ordgs. Nr. 28.

nach Hanau gekommen war. Der ihm, wie er an Knebel geschrieben hatte, ohnehin »nicht sehr zuständige Handel« hatte sich denn in der That »zerschlagen«. Er war ihn ja nur eingegangen, um seinem Vater willfährig zu sein und sein niedergedrücktes Gemüth durch neue Thätigkeit den trüben Gedanken zu entziehen. Doch er lehnte die Anstellungsurkunde nicht ab und nahm weiter an den Verhandlungen der Conferenz Theil. So schlug er darin als Lehrbuch für den ihm übertragenen Unterricht in der Poetik und Rhetorik Eschenburgs »Theorie der schönen Wissenschaften« vor. Am Schlusse des in Paragraphen eingetheilten, von Professor Dr. Börsch geführten, Conferenzprotocolls heisst es in § 10: »Herr Oberschulrath Schulze übergab Herrn Professor Dr. Rückert die deutschen Ausarbeitungen, um sich mit dem Geiste der Schüler bekannt zu machen.« Es waren das jedenfalls die Aufsätze der Zöglinge der beiden früheren Gymnasien, des reformirten und lutherischen, die in die neuerrichtete Anstalt übertraten. Und in einer ebenfalls bei den Hanauer Gymnasialacten befindlichen vom 18. Januar 1813 datirten gedruckten Bekanntmachung Schulzes in Betreff der Errichtung eines grossherzoglichen Gymnasiums für das Departement Hanau, deren Veröffentlichung ziemlich gleichzeitig mit jener Conferenz fallen muss (wenn man nämlich für Druck und Correctur nur 2—3 Tage, vom 18. bis 21. Januar, annimmt), wird in § VI Professor Dr. Rückert ausdrücklich als vierter ordentlicher Lehrer des neuen Gymnasiums aufgeführt. Am Schluss dieses Paragraphen steht ausserdem: »Zu ausserordentlichem Unterrichte in der spanischen, portugiesischen, italienischen und englischen Sprache erboten sich die Herren Professoren Dr. Börsch und Dr. Rückert.«

So mussten denn Schulze und die übrigen Collegen

der Meinung sein, Rückert werde die ihm übertragenen Stunden am 1. Februar 1813, dem Zeitpunkte der Eröffnung des neuen Gymnasiums, wirklich beginnen.

Angesichts dieser urkundlichen Beweise schwinden demnach alle Combinationen, durch welche früher Rückerts Verschwinden aus Hanau mit der Durchreise Napoleons durch diese Stadt auf der Flucht aus dem russischen Feldzuge in unmittelbaren Zusammenhang gebracht wurde. Denn diese Durchreise erfolgte schon den 16. December 1812, zu einer Zeit, als Rückert sich noch in Ebern befand. Aber fest steht, dass Rückerts plötzliche Entweichung aus der Stadt, die zwischen dem 21. und 25. Januar 1813 stattgefunden haben muss, da im nächsten Conferenzprotocoll vom 25. Januar sein Name im Verzeichniss der anwesenden Lehrer bereits fehlt, nicht nur in seinen persönlichen Verhältnissen, die allerdings drückend genug waren, sondern eben so sehr in den politischen Zuständen seinen Grund hatte, welche gerade innerhalb der Zeit, wo er in Hanau verweilte, plötzlich in Deutschland eingetreten waren. Denn drei bedeutungsvolle Wochen waren verstrichen, seit er die Stadt betreten hatte, Wochen, deren Ereignisse jedes Patrioten Herz, und nicht zum wenigsten das leicht erregbare des jungen Poeten, höher schlagen lassen mussten. Es waren die drei Wochen, in welchen die Kunde von Yorks Convention, vom Einrücken der Russen in Ostpreussen, vom Erscheinen des Freiherrn vom Stein in Königsberg¹⁾, vom bevorstehenden Zusammentreten der preussischen Stände sich durch alle Gaue des Vaterlandes verbreitete, es waren die Tage, wo die freudige Ahnung durch Deutschland

1) Ueber Aeusserungen und Hoffnungen von Zeitgenossen in jenen Tagen vgl. auch meine Abhandlung: »Der Freiherr vom Stein und die deutsche Frage auf dem Wiener Congresse,« Hanau 1873. S. 7 ff.

ging, dass die Stunde der Befreiung endlich gekommen sei. Können wir wirklich glauben, dass der jugendliche Rückert, der so bald darauf die Freiheitskämpfer mit den herrlichsten Versen feierte, befangen von Sorgen um die eigene Existenz, von dieser Bewegung ganz unberührt geblieben sei? Nur wer keine Fähigkeit besitzt, ein Dichtergemüth zu beurtheilen, oder wer selbst nicht, wie wir Lebenden, des Glücks theilhaftig geworden ist, Tage der grossartigsten patriotischen Begeisterung geschaut zu haben, wird dies im Ernste behaupten wollen. Es würde geradezu eine Sünde gegen das Andenken des grossen Dichters und feurigen Patrioten sein, wenn wir glauben wollten, dass sein Auge für die grosse Erhebung unseres Volkes, die sich in jenen Januartagen vorbereitete, blind, sein Ohr für die Stimmung, die in den Gemüthern herrschte, verschlossen geblieben sei.

Seit der fluchtähnlichen Durchreise Napoleons und den sich an sie knüpfenden, von Tag zu Tage bestimmter auftretenden Gerüchten von der furchtbaren Niederlage des französischen Heeres in Russland, befand sich Hanau, wie aus den Mittheilungen noch lebender Zeugen jener Tage, sowie aus handschriftlichen und gedruckten Nachrichten hervorgeht, in der aufgeregtesten Stimmung. Schon die schmucklose Darstellung eines Zeitgenossen, der selbst den Kreisen der Hanauer Bürger angehörte, gibt uns darüber getreue Nachricht. Es ist die jetzt in der Bibliothek des Hanauer Geschichtsvereins befindliche handschriftliche Chronik des Dachdeckermeisters Johann Konrad Eller, die 40 Jahre Hanauischer Geschichte, von 1806 bis 1846, umfasst. Der Verfasser, 1813 bereits 41 Jahre alt und 1855 als hochbetagter Greis verstorben, ein Handwerksmeister von altem Schrot und Korn, gewährt uns in seiner einfachen Denk- und Schreibweise

ein recht charakteristisches Bild von den Gesinnungen, die damals ihn und seine Mitbürger beseelten. Wenn er bei Gelegenheit der Durchreise Napoleons bemerkt: »Der Sage nach soll seine Reise den Zweck haben, eine zustehende Rede und Antwort für die Versammlung zu Paris zu halten wegen seines erlittenen Verlustes in Russland« — wer denkt da nicht an den Schluss des Rückertschen Spottsonetts »Von Moskow nach Paris ist manche Meile« :

»So kam er dann zu seiner Hauptstadt Thoren,
Um selbst allda in seines Rathes Mitten
Es kund zu thun, wie er sein Heer verloren!«

Eller erzählt uns weiter: »Donnerstag den 21. Januar 1813 (einen Tag nach der Conferenz, in welcher Rückert durch Schulze das Anstellungsdecret empfangen hatte), des Abends um 7 Uhr, sind ungefähr 150 Mann Primassische Truppen hier in unsere Stadt eingerückt und haben den andern Tag die Bürger von den Wachen abgelöst, um der allgemeinen Sage nach hier Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Aber die Freude über den errungenen Sieg der Russen drückte sich bei vielen hiesigen Einwohnern so lebhaft aus, dass sie ohne Furcht das russische (?) Freudenwort »Hurrah« auf öffentlicher Strasse ausriefen.« Am 2. Februar wurden die Truppen des Fürsten Primas durch 2 Bataillone Franzosen, zusammen etwa 1400 Mann, abgelöst. Darauf erschien am 6. Februar ein grossherzogliches Decret, wonach der Staatsrath Robertson zum Oberpolizeidirector von Frankfurt und Hanau und der Präfecturrath v. Auer interimistisch zum Polizeicommissar von Hanau ernannt wurde. »Die Amtsführung des Polizeidirectors Schlereth in Hanau, so befahl der Grossherzog in dem vom 3. Februar aus Aschaffenburg datirten Erlass, wird untersucht und vor

das verfassungsmässige Gericht Unseres Staatsraths gezogen werden¹⁾.« Am 9. Februar rückten weitere 300 Franzosen in Hanau ein. »Sie untersagten,« berichtet Ellers Chronik, »den Bürgern den freien Aus- und Eingang in die Stadt; jedoch die Landleute durften freipassiren. Nach dieser Veranstaltung wurden von dem vom damaligen Grosherzog Primas angestellten Präfecten, Herrn von der Tann, in seine Wohnung folgende hier angesehene Bürger bestellt, nämlich Hr. Deibel sen., Kauf- und Handelsmann, Hr. Otto Toussaint, Goldfabrikant, Hr. Wunderly, Rentirer, Hr. Ebermaier, Gasthalter im »Riesen«, Hr. Löb David²⁾, Schutzjude, früher Hofactor, anjetzo Weinhändler, und Hr. Hauchar³⁾, Lederfabrikant. Als nun diese Herrn sämmtlich beisammen waren, wurde ihnen bekannt gemacht, auf den kommenden Morgen mit denen zuletzt hier angekommenen Truppen als Geiseln nach Frankfurt abreisen zu müssen. Nach dieser Bekanntmachung war der freie Aus- und Eingang wieder offen an den Thoren.« Die Geiseln wurden den nächsten Tag, 10. Februar, in drei Kutschen mit 300 Mann französischer Bedeckung nach Frankfurt gebracht, dort im »Schwan« einlogirt und den 11. nach Mainz transportirt. Dort empfing sie Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, mit zornigen Worten wegen der in Hanau herrschenden illoyalen Stimmung und drohte ihnen anfangs

1) K. Freiherr v. Beaulieu-Marconnay, »Karl von Dalberg und seine Zeit«. Weimar 1879. II, 247.

2) Er nahm später den Namen Löbenstern an.

3) Nach Mittheilungen des Hanauer Chronisten W. Ziegler soll Hauchar krank geworden und daher nicht mit nach Mainz geführt worden sein. So waren es nur 5 Geiseln, nicht aber 8, wie der Auszug aus S. G. Fingers Tagebüchern, herausgegeben von L. F. Finger im Arch. f. Frankf. Gesch. N. F. VI (1877) S. 305 angibt.

sogar mit Erschiessen. Eller sagt nur von ihrem Mainzer Aufenthalt: »Daselbst wurden ihnen viel schlüpfrige Fragen vorgelegt, worüber sie Red' und Antwort geben mussten, jedoch da man nichts auf sie bringen konnte und eine Caution von 45,000 Gulden erlegt hatten, wieder auf freien Fuss gesetzt und nach Haus geschickt, wo sie dann im Monat Mai (nachdem sich Napoleon durch den Sieg bei Gross-Görschen auf deutschem Boden wieder sicher fühlte) wieder hier ankamen.«

Aus diesem Vorgang erkennen wir nur zu deutlich die Stimmung, welche damals in Rückerts Aufenthaltsorte herrschte. Rings von Feinden umgeben, in der Nähe einer grossen von französischen Regimentern besetzten Festung, ohne Kunde davon, ob Friedrich Wilhelm III. den kühnen Schritt Yorks billigen, ob Preussen wirklich in den Kampf eintreten werde, verleugnete Hanau doch keinen Augenblick seine vaterländische Gesinnung. Seine Bürger konnten nur durch ein System des Schreckens von patriotischen Demonstrationen abgehalten werden, die freilich damals noch unzeitig und vergeblich gewesen wären, aber doch bekundet hätten, welche Sehnsucht nach Befreiung von der Fremdherrschaft die Einwohner beseelte¹⁾.

1) K. v. Beaulieu-Marconnay, »Karl v. Dalberg und seine Zeit« II, 245 erzählt sogar, dass Mitte Januar 1813 zu Hanau zwei französische Offiziere auf einem Maskenball von jungen als Kosaken verkleideten Leuten derartig misshandelt wurden, dass die Polizei einschreiten musste und die Ruhestörer auf die Hauptwache brachte. Ob hier vielleicht eine Verwechslung mit dem weiter unten zu erzählenden Müllerschen Fall vorliegt, der sich nach dem Zeugnis K. C. v. Leonhards »Aus unserer Zeit in meinem Leben« Stuttgart 1854. I, 306 ff. erst im Februar ereignete, vermag ich nicht anzugeben. Als Quelle für seine Mittheilungen gibt Beaulieu-Marconnay Actenstücke des Berliner Archivs an, die er indessen nicht näher bezeichnet. Er sagt

Wenden wir nun unseren Blick von der Stimmung der Stadt in den Januartagen 1813 zu den Anschauungen und Vorfällen in dem engeren Kreise, worin Friedrich Rückert lebte und verkehrte. Hier scheint eine weitere Begebenheit, die wohl kaum über Hanaus Mauern hinaus bekannt wurde, den Entschluss, unter allen Umständen seine Gymnasialprofessur baldigst im Stiche zu lassen, in ihm vollends zur Reife gebracht haben. War dieser Vorfall doch nur zu sehr geeignet, den Patrioten von

ferner a. a. O.: »Die Volksmenge befreite jedoch die angeblichen Kosaken, misshandelte die Offiziere noch ärger und erfüllte die Strassen mit dem Rufe: »Es lebe der Kaiser von Russland! Es lebe der Kurfürst von Hessen!« Zur gleichen Zeit wurden die französischen Wappen und Adler von den Domonialgebäuden herabgerissen. Auch widersetzte man sich in Hanau der neuen Aushebung von Recruten und man musste einstweilen davon Abstand nehmen. Aehnliche Scenen fielen auf dem Lande vor. In einer Gemeinde des Departements Hanau sollte ein Deserteur verhaftet werden. Die ganze Gemeinde erschien bewaffnet, verweigerte die Auslieferung des Deserteurs und erklärte, sie würde keinen einzigen Soldaten stellen für den Grossherzog von Frankfurt, aber sie würden sämmtlich mit Vergnügen ausmarschiren für ihren Kurfürsten.«

Alle diese Mittheilungen bestätigen nur zu sehr die im Texte von mir auf Grund anderer Quellen gegebene Darstellung der Hanauer Zustände im Januar 1813. Die von den französischen Militärbehörden dem Grossherzog abgezwungene Amtsenthebung des Polizeidirectors Schlereth am 3. Februar ist danach sehr erklärlich. Hanau galt hinfort als ein besonders unzufriedener, zum Aufruhr geneigter Ort. So heisst es auch in § 5, 2 des Protocolls der grossherzoglich frankfurtischen Ministerconferenz vom 2. October 1813 (Beaulieu-Marconnay II, 257): »In Ansehung der Stadt Hanau, wo wegen der auf das Aeusserste gestiegenen Armuth und bei den übrigen bekannten Verhältnissen Ausbrüche von Unordnungen zu fürchten seien, erklärte Herr Staatsminister von Albin selbst nach möglichen Kräften alle Massregeln einleiten zu wollen, damit die Ruhe erhalten werde.« (Acten des Frankfurter Archivs.)

Neuem zu erinnern, dass er sich in die Dienste eines Rheinbundsfürsten begeben habe.

Johannes Schulze hatte nämlich zur feierlichen Eröffnung des neuen Gymnasiums, die, wie schon mehrfach erwähnt, auf den 1. Februar 1813 angesetzt war, eine Einladungsschrift drucken lassen. Sie bestand aus zwei, auch schon durch ihr Format verschiedenen, Theilen, von welchen der kürzere, vier Quartseiten umfassende, den Gymnasialacten aus der Zeit des Schulzeschen Directorats beigeheftet ist. Er führt den Titel »Bekanntmachung in Betreff der Errichtung eines grossherzoglichen Gymnasiums für das Departement Hanau« und ist vom 18. Januar 1813 datirt. Der Zweck der neuen Anstalt sowie der Lehrplan werden darin in allgemeinen Umrissen auseinandergesetzt, die Namen der Lehrer genannt, sowie sonstige auf die Organisation und Dotirung des Gymnasiums bezügliche Mittheilungen gemacht, die für das Publicum von Interesse sein konnten. Oben ist von mir schon erwähnt, dass sich in dieser Bekanntmachung Friedrich Rückert zu »ausserordentlichem« Unterrichte in der spanischen, portugiesischen, italienischen und englischen Sprache erbot. Als wissenschaftliche Beigabe hatte Schulze die Rede drucken lassen, die von ihm bei seinem Scheiden vom Gymnasium zu Weimar gehalten worden war. Er hatte derselben ein kurzes den Eintritt in seine neue Stellung betreffendes Vorwort vorausgeschickt und beabsichtigte sie unter dem Titel: »Abschiedsrede im grossen Hörsaale des Weimarschen Gymnasiums den 19. März 1812 gehalten« zugleich mit jener »Bekanntmachung« vertheilen zu lassen. Allein diese Vertheilung erfolgte niemals. Denn die grossherzogliche Polizei, der Schulze schon von Weimar aus als Patriot und darum als nicht ganz unverdächtige Persönlichkeit

signalisirt gewesen zu sein scheint, hatte Kunde erhalten, dass in dieser Schulrede einige staatsgefährliche Stellen befindlich seien. Daher wurde die ganze Auflage noch in der Kittsteinerschen Druckerei auf Befehl des Polizeiministers von Albini durch den Hanauer Polizeidirector Schlereth confiscirt. Zwar schien dem Staatsrathe Pauli, einem, gleich seinem fürstlichen Herrn, soweit es die Zeitumstände gestatteten, freigesinnten Manne, die Polizeibehörde in ihrem Diensteifer zu weit gegangen zu sein. Denn in den Gymnasialacten findet sich die Abschrift einer Generalcuratel-Resolution vom 2. Februar 1813, worin es mit Rücksicht auf eine Anzahl nach der grossherzoglichen Residenz Aschaffenburg gesandter Abzüge der confiscirten Rede heisst: »Diese Exemplare sind zur Vertheilung an die Herrn Oberschul- und Studienräthe bestimmt gewesen. Warum diese Vertheilung nicht statt hatte, kann man nicht absehen.« Aber die Rede war und blieb confiscirt und ist niemals in die Oeffentlichkeit gelangt. Einzelne Exemplare scheinen indessen doch durch den Drucker vor dem Einstampfen gerettet worden zu sein. Ein solches besitzt z. B. Herr Kaufmann J. Wiedersum zu Hanau, dessen Freundlichkeit ich seine Kenntniss verdanke. Die 14 Octavseiten lange Rede, welche als gutgewähltes Motto den Vers: „*Ἰατρὸς ὁ λόγος τοῦ κατὰ ψυχὴν πάθους*“ trägt, ist zunächst an sechs Abiturienten des Gymnasiums zu Weimar gerichtet und enthält zuerst den in etwas sentimentaler, zu jener Zeit aber nicht anders üblicher Weise kundgegebenen Ausdruck des Schmerzes des Redenden über das Scheiden von der Anstalt, wo er vier Jahre eines für ihn und für seine Schüler segensreichen Wirkens verlebt hatte. Dann folgen Ermahnungen an die zur Universität abgehenden Jünglinge, den Grundsätzen und Lebensanschauungen, die der Redner ihnen durch

seinen Unterricht zu eigen zu machen gesucht habe, auch fernerhin treu zu bleiben. Den letzten Theil bildet eine längere Ausführung über seine Behandlungsart der verschiedenen Unterrichtsgegenstände, über den Geist, mit dem er seine Schüler bei der Lectüre der Classiker und dem Studium der Geschichte zu erfüllen bestrebt gewesen sei.

Nach Schulzes eigenen Beyer gegenüber gemachten Angaben war es namentlich eine auf Tacitus bezügliche Stelle, welche die Beschlagnahme veranlasste. Doch findet sich schon gleich im Eingange ein Passus, der auch dem Herrn Polizeiminister wenig gefallen haben mag. Denn Schulze sagt dort seinen Schülern: »Oft, wenn der Gedanke an die schmähhliche Versunkenheit unseres Volks mich gewaltsam bestürmte und ich nirgends in meinen übrigen Verhältnissen Trost und Ruhe für den schmerzbewegten Busen fand, habe ich der Stunde, die mich in Eure Mitte rief, mit Sehnsucht geharrt und zurückgedrängt ward die Thräne des Grams über die kalte, gemüthlose Zeit, während mein Auge auf Euch ruhte.«

Weit stärker tritt allerdings des Scheidenden patriotisches Gefühl in der zweiten incriminirten Stelle hervor. Sie handelt davon, in welchem Sinne Schulze der heranwachsenden Jugend Geschichte zu lehren bemüht gewesen sei. Hier sagt er: »Damit Euer schlummernder Sinn zeitig erwachen, von reiner Begeisterung für wahre Menschengrösse erglühen, und liebevoll, wie fromme Gemüther pflegen, sich dem Familienkreise, dem Vaterlande, der Welt und der Menschheit anschliessen möchte, führte ich Euch aus den engen Schranken der Selbstheit auf den weiten Schauplatz der Weltgeschichte und liess sie, die Helden der Vorzeit, die weisen und tapferen Männer alle, die tüchtig gewesen in Wort und That, in ermunternder Rede Euch beschwören, nie zu lassen von dem

heiligen Ernst.« Nachdem er dann auseinandergesetzt hat, in welcher Weise er die historische Anschauung Herodots, des Altvaters der Geschichte, deutlich zu machen gesucht habe, fährt er fort: »Aus den kernigten Worten des tiefsinnigen Römers, der voll bitteren Unwillens gegen seine slavische Zeit in den Trümmern der einst freien Roma schwermüthig klagt, suchte ich Euch mit männlichem Hass zu erfüllen gegen ein feiges, an sich selbst verzweifelndes Volk und mit tapferer Liebe für die Selbstständigkeit des heimischen Landes, weil der fromme Sinn, den ich Euch als Leitstern durch des Lebens viel verschlungene Pfade wünschte, in dem vaterländischen Boden den nächsten und schönsten Spielraum zur Entwicklung seiner Thätigkeit findet und traurig gehemmt wird in seiner liebevollen Offenbarung, wenn das Vaterland unwürdige Fesseln trägt.«

Männer, denen die Ideale des Tacitus — denn diesen grossen Geschichtsschreiber Roms meinte der Redner — vor der Seele standen, waren allerdings damals in Deutschland wenig begehrt und die Parallele zwischen den von jenem Freunde der Freiheit mit so düsteren Farben gemalten Zuständen des kaiserlichen Rom und der Knechtung unseres Volkes durch einen allgewaltigen Despoten mochte in einem französischen Vasallenstaate um so unliebsamer erscheinen, eben weil sie gar zu treffend war. Zu Weimar, wo ein deutschgesinnter Fürst regierte, der mehr als gar viele nicht so hoch geborene Männer seiner Nation über die »unwürdigen Fesseln« Schmerz empfand, mochte Schulze das gesprochene kühne Wort noch hingehen, wenngleich schon früher Karl August zu ihm mit Bezug auf ähnliche patriotische Reden vertraulich geäussert

hatte, er fürchte, ihn nicht schützen zu können¹⁾. In einem Staate dagegen, dessen sonst persönlich wohlwollender und milder Regent lediglich ein Geschöpf von Napoleons Gnaden war, in der unmittelbarsten Nähe der französischen Grenze, durfte derartige Redewendungen, zumal wenn sie durch den Druck über die Räume des Hörsaals hinaus Verbreitung erhielten, die von französischen Mouchards scharf controlirte Polizei nicht dulden.

So blieben von der Einladungsschrift nur jene beiden Quartblätter mit Schulnachrichten übrig, die sich noch bei den Acten erhalten haben.

Unmittelbar nach dieser Confiscation war Rückert plötzlich aus Hanau verschwunden. Am Morgen nach seiner Flucht brachte seine und Schulzes gemeinschaftliche Aufwärterin letzterem einen Brief, dem das am 20. Januar erhaltene Anstellungsdecret, zwei Reisesonette und ein Zettel beigefügt waren. Der Brief Rückerts²⁾, augenscheinlich in höchster Aufregung geschrieben, lautete:

»Zur Stunde, wenn Sie dieses lesen, hoffe ich schon über einige Berge hinüber zu seyn, um nicht sehen zu müssen, wie Sie Ihr Angesicht gegen mich mit Entrüstung waffnen werden. Was ich thue, weiss ich selbst nicht, und noch weniger sehe ich, wie ich's Ihnen schreiben soll. Wie anschaulich, wie ergreifend, wollt' ich Ihnen mein Gefühl, die innere Nothwendigkeit, die mich hinreisst, schildern, dass Sie mir zu glauben, mich zu entschuldigen gezwungen würden und nun, da die Feder ans Werk soll, stockt sie und der Gedanke, und ist mir, als wenn ich gar nichts empfände, gar nichts wüsste noch

1) R. Köpke, Ztschr. f. preuss. Gesch. u. Landeskunde VI, 359.

2) Zuerst publicirt durch R. Boxberger in der Augsburger Allg. Zeitg. 1875. Beilage Nr. 224.

wollte. Nichts fühl' ich, als die dumpfe Nacht, die auf allen meinen Sinnen brütet. Doch was soll Ihnen das? Ich hoffe nicht, dass Sie mir nachempfinden.

Das beifolgende Decret wollte ich an den Herrn Staatsrath selbst schicken mit einer formellen Erklärung und Beziehung auf mein letztes schriftliches an denselben, dass nemlich in dem Decrete meine dort gemachten Forderungen nicht gewährt seyen, ich es also nicht behalten könne etc. Aber ich kann nicht gemessen und falsch seyn gegen den verehrungswürdigen Mann, der mich so väterlich freundlich behandelt hat, der mich noch nach jenem Briefe, indem er mir das Decret zeigte, so liebevoll fragte, ob ich nun zufrieden sey? so dass ich nicht anders konnte, als lächelnd ein Ja hervorzwingen, ob ich gleich im Innern nicht wusste, wo ich war.

O ich bitte Sie bei allem, was heilig ist, beim Unglück, das auch heilig ist, und bei der Gemüthsverworrenheit, die mich umstrickt, die wahrlich auch ein Unglück ist, reden Sie für mich bei dem Manne, reden Sie für mich bei Ihnen selbst! Denn wahrlich ich kann nicht reden. Ich kann nichts als den bösen Geistern, die mich umlagern, entlaufen, wo möglich.

Es wirbelt alles in mir empor und sträubt sich vor dem Verhältniss, das mir bevorstand. Ich habe noch keinen ruhigen Augenblick hier gehabt als die wenigen, wo ich vergass, warum ich und wie ich hier war. Es war ein falsch angezetteltes Gewebe von Anfang an, und es ist kein Heil, als es gewaltsam zu zerreißen.

Wenn ich Ihnen nur sagen könnte, wie mir auf meinem Sessel war in der Session (Conferenz), als Sie vorlasen, dass ich zum Professor angestellt sey mit 250 fl. Ja sehn Sie, wie ich Gift saugte selbst aus den unschuldigen Blumen des Scherzes, z. B. dass mich Börsch ein-

mal Herrn collega vel quasi nannte. Ich bin durchaus zerdrückt; ich hätte mich zu Tode tragen müssen an den armseligen 12 Lectionen bis Ostern¹⁾).

O fühlen Sie was ich Ihnen vertraue. Ich lege mich, meine Ehre und meinen Ruf in Ihre Hände. O schalten Sie menschlich damit, nicht staatsbürgerlich. Und wollen Sie nichts für mich thun, so thun Sie für meinen braven Vater, an den ich gar nicht denken darf. Ich weiss selbst nicht, aber ich denke, Sie werdens wissen, in welchem Lichte Sie mein Davonlaufen zeigen wollen. Auch schaffen Sie doch den Anstrich irgend einer äusserlichen Nothwendigkeit dazu, die immer in mir ist, das (?), bei Gott, wo nicht jetzt, doch künftig einmal hoffe ich Sie davon zu überzeugen, und nur diess Vorgefühl einer Rechtfertigung macht mir's möglich, jetzt wenigstens im Geist und in der Schrift vor Sie zu treten.

Wohin ich mag gehen, weiss ich heute noch nicht. Aber nach Hause fürs erste nicht. Sobald ich mir Ruhe und Besonnenheit erlaufen habe, werde ich Ihnen schreiben, um zu hören, was Sie mit meiner verzweifelten Sache gemacht.

Ach! welch Glück hätte es seyn können, mit Ihnen und Börsch zusammen zu sein und zu wirken!

Aber ich kann nicht, und kann nicht einmal sagen, warum ich nicht kann.

Mit vollster Ergebenheit!

Fr. Rückert.

»Heute Abends war mein Freund Völker bei mir; ich habe ihm von meinem Schritte gesagt und er hat mir alle möglichen Gegenvorstellungen gethan. Ich konnte die Scham nicht überwinden, ihm das ganze Verhältniss

1) Nach dem Conferenzprotocoll waren es 14.

wegen der Dazwischenwirkung meines Vaters zu entdecken. Wenn Sie meinen, so lassen Sie ihn doch rufen und reden mit ihm. Sie mögen doch ihm auch meine im Stich gelassenen Sachen auftragen, wie der beiliegende Zettel besagt.«

Auf dem beiliegenden Zettel war ausser dem Hinweis auf die Wegsendung seiner Effecten auch über das für den Winter angekaufte Holz zu Gunsten der Aufwärterin disponirt.

Rückert hatte sich in seinem Vorgesetzten nicht getäuscht. Der brave Schulze schaltete in der That »mit seiner Ehre und seinem Ruf menschlich, nicht staatsbürgerlich«. Er schrieb unverzüglich unter Beifügung der beiden Reisesonette, die bis jetzt meines Wissens nicht wieder bekannt geworden sind, an den menschenfreundlichen Grossherzog und setzte durch, dass das Entweichen des jungen Professors aus dem frankfurtischen Staatsdienste für diesen ohne alle nachtheiligen Folgen blieb. So bleibt Schulze das Verdienst, den erwachenden Genius durch sein humanes Verhalten bei dem unüberlegten Schritte des jungen Brausekopfs vor den Fesseln eines mit Widerwillen und in halber Verzweiflung ergriffenen Berufs bewahrt und zuerst erkannt zu haben, dass man den gottbegnadeten Dichter nicht mit dem hergebrachten Massstabe bureaukratischer Verwaltungsmaxime messen dürfe. Welche Freude muss Schulze, selbst ein so treuer Sohn seines deutschen Vaterlandes, empfunden haben, als so bald nachher aus seinem entflohenen Hanauer Gymnasialprofessor der herrliche Sänger erstand,

»Den durch Wüsten der Herr im Donner und im Blitz
Durch Läutrungsfeuer hin zum Lichte, zum Liebeshochaltar geführt« !

In den Januar 1813, welchen Friedrich Rückert erwiesener Massen zum grössten Theil in Hanau zubrachte,

setzt Beyer (N. Mitth, I, 8) den Beginn der »Geharnischten Sonette«, jenes Cyclus von patriotischen Gedichten, welche Rückerts Ruhm begründeten. Sie wurden bekanntlich zu Würzburg¹⁾ und im Frühling 1814 zu Rodach vollendet, jedoch erst im Juni 1814 vom Dichter unter dem Pseudonym Freimund Reimar zu Heidelberg im Druck herausgegeben. Die Ansicht, dass die Gedanken einer Anzahl dieser Gedichte zu Rückerts kurzem Aufenthalt im Dienst des Rheinbundsfürsten, zu seinem Verweilen in dem geknechteten und doch so patriotischen Hanau in allernächster Beziehung stehen, wird man keine zu gewagte nennen dürfen. Wieviele der Sonette er in Hanau verfasst hat, wird, da sein Mund für immer verstummt ist, schwerlich Jemand sagen können. Ich gehe sogar soweit, zuzugeben, dass vielleicht keines dieser Gedichte dort seine poetische Vollendung erhielt. So lange aber die Literaturgeschichte es für eine ihrer Aufgaben hält, nicht nur fertig vorliegende dichterische Schöpfungen zu würdigen, sondern auch mit liebendem Verständniss ihrem Werden nachzuforschen, die psychologischen Motive klarzulegen, aus denen sie dem Genius des Dichters entsprangen, so lange wird man die Behauptung keine ungerechtfertigte nennen dürfen, dass Friedrich Rückerts Aufenthalt in Hanau und die Entstehung der »Geharnischten Sonette« im engsten Zusammenhange stehen.

1) Gegen Ende 1813 betrug die Zahl dieser Sonette, deren wir jetzt 74 besitzen, 52. Der würzburgische Minister Johann Michael von Seuffarth, mit dem Rückert nach seiner Flucht von Hanau näher bekannt wurde, wollte sie bereits um jene Zeit drucken lassen, was indessen der Dichter durch Zurückziehung des Manuscripts zum Behufe nochmaliger Ueberarbeitung vereitelte. Vgl. darüber Beyer in Rückerts ges. poet. Werken XII, 386.

Theilt Jemand indessen den Standpunkt R. Boxbergers, der in seinen »Rückert-Studien« (Gotha 1878) S. 298 »jede directe Beziehung von Rückerts Entweichung aus Hanau auf Napoleons Flucht und Rückerts Sehnsucht nach Theilnahme am grossen Freiheitskampf in das Gebiet des Mythos verweist«, so widersprechen einer solchen Auffassung erstens die oben näher geschilderten politischen Zustände, unter denen Rückert sich in Hanau aufhielt, und zweitens zwei briefliche Zeugnisse Johannes Schulzes, von welchen das erste um so mehr Autorität besitzt, als es unter dem frischen Eindrücke der Trauernachricht von Rückerts Hinscheiden abgefasst wurde. 14 Tage nach dessen am 31. Januar 1866 erfolgten Tode, also fast ein Jahr vor seiner Correspondenz mit Beyer über Rückerts Hanauer Aufenthalt, schrieb Geheimerath Schulze an den grossen Philologen Friedrich Ritschl zu Leipzig:

»Auch mit Rückert habe ich einen alten Freund verloren; auf meinen Wunsch ward er im Jahre 1812 zum Professor des Gymnasiums zu Hanau ernannt. Der Rückzug aus Moskau versetzte ihn in eine solche Aufregung, dass er in der Nacht vor dem Tage, an welchem seine feierliche Einführung erfolgen sollte, heimlich entwich und die Verlegenheit, in welche er mich durch seine Flucht versetzte, durch 2 Reisesonette zu entschuldigen suchte, welche ich unverzüglich benutzte, um den Grossherzog Karl Dalberg freundlich für ihn zu stimmen und von ihm jeglichen Nachtheil abzuwehren. Es ist mir dies so vollständig gelungen, dass Rückerts Flucht aus Hanau, so viel ich weiss, öffentlich weder bekannt noch von irgend einer Seite gerügt worden.

Ich schliesse u. s. w.

Berlin, 14. Februar 1866.

Ihr alter Freund

Dr. J. Schulze.

Die Kenntniss dieses Briefs verdanke ich der Güte des Sohnes Johannes Schulzes, Herrn Stadtgerichtsraths a. D. Max Schulze-Rössler zu Wiesbaden, dem ich dafür zu besonderem Danke verpflichtet bin.

Das zweite Zeugniss für Rückerts Stimmung zu Hanau findet sich in dem ausführlichen Briefe J. Schulzes an Beyer d. d. 27. Februar 1867, der die ungeschwächte Geistesfrische des Schreibenden überall kundgibt. Dort sagt Schulze von Rückert in Hanau: »Schweigsam, wie er in allen Verhältnissen war, entschloss er sich nur zu mündlichen Aeusserungen über den Druck der damaligen politischen Verhältnisse, wohl wissend, dass in dieser Hinsicht seine Gefühle und Ansichten mit den meinigen im vollsten Einklang standen.« Man wird es leicht erklärlich finden, wenn ich hiernach bei meiner oben auseinandergesetzten Anschauung über die Verschiedenartigkeit der Beweggründe, welche Rückert aus Hanau wegtrieben, auch fernerhin beharre.

In den Acten des Hanauer Gymnasialarchivs sowie in den Sitzungsprotocollen der Ober-Schul- und Studien-Inspection, die sich jetzt im Kgl. Staatsarchiv zu Marburg befinden, ist nichts enthalten, was sich auf Rückerts Flucht bezieht; nur von der Vertheilung der ihm zugewiesenen Stunden und des ihm bestimmten Gehalts unter die übrigen Lehrer ist die Rede. Die ihm zugedachte Poetik und Rhetorik in der obersten Classe (Quarta), sowie die vier Geschichtsstunden in dieser und Tertia übernahm Professor Börsch, die sechs Stunden Deutsch in der letzten Classe Pfarrer Karl Zimmermann. Die von Rückert bekleidete vierte ordentliche Lehrerstelle wurde vorerst nicht wieder besetzt. Von dem ihm bestimmten Gehalte erhielten Professor Börsch und Pfarrer Zimmermann je 100 Gulden. Die noch übrigen 50 Gulden

wurde dem Cantor Rauch »als einstweilige Entschädigung für die Niederlegung seiner Cantoratsstelle mit dem Charakter eines Grossherzoglichen Professors als gnädigste Gehaltszulage bewilligt«. Sollte irgend ein weiterer Bericht in den Gymnasialacten existirt haben, der sich scharf über Rückerts Benehmen aussprach, so ist anzunehmen, dass ihn Schulze bald nachher, als die »Geharnischten Sonette« und der »Kranz der Zeit« seines ehemaligen Untergebenen Dichterruhm begründet hatten, stillschweigend daraus entfernt hat. Ein Beweis dafür, wie sehr es Schulze darum zu thun war, dass die Sache todtgeschwiegen wurde, scheint Folgendes: Während in den Acten sonst überall von dem »ausgetretenen« Dr. Rückert die Rede ist, erscheint in einem Concept des Receptors des Departementalschulfonds, Bernhard, datirt vom 13. März 1813, zweimal der Ausdruck »entwichenen«, der aber, höchst wahrscheinlich auf Schulzes Weisung, durchgestrichen und in das sonst übliche »ausgetretenen« corrigirt ist.

Von Hanau war Rückert durch den Spessart gewandert zu einem Jugendfreunde, dem Pfarrer Bundschuh zu Bonnland, einem Dorfe zwischen Schweinfurt und Gemünden¹⁾. Von dort aus gab er im Februar seinem über des Sohnes Verschwinden tiefbekümmerten Vater kurze Nachricht über seinen Aufenthalt. In Folge dessen richtete Rentamtman Rückert am 13. Februar an Rückerts ehemaligen Director unter Beifügung des schon oben erwähnten Tagebuchsauszugs von 1812 folgenden Brief²⁾, der für seine Einsicht und väterliche Liebe ein gleich rühmliches Zeugniss ablegt:

1) Augsb. Allg. Zeitg. 1875. Nr. 253. Beil.

2) Allg. Ztg. 1875. Nr. 224. Beil.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich habe endlich von meinem Sohne Nachricht aus Bonnland erhalten, wo er einen Jugendfreund aufgesucht hat, ohne dass er mir jedoch das mindeste weiter meldet, über sein eigentliches Entfliehen von Hanau und über sein weiteres Vorhaben. Ich halte mich verpflichtet, Ihnen dieses wissend zu machen, und communicire Ihnen zugleich einen Auszug, aus einem unter vielem Manuscript vorgefundenen Tagebuch, woraus Ihnen vieles in Ansehung des unerklärbaren Benehmens meines Sohnes verständlicher werden wird. Da Sie ein warmer Freund von ihm waren, so glaub' ich, werden Sie sein Bild aus Ihrem Herzen nicht ganz verstossen und ihm wegen seiner in meinem Auszug so kraftvoll ausgesprochenen Grundsätze Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn auch sonst noch, wo es möglich ist, zu vertreten suchen. Dieses Tagebuch und die nähere Einsicht seiner schon vorhanden liegenden vielen Arbeit, die ich nur nicht ganz beurtheilen kann, söhnt mich einigermaßen wieder mit ihm, als Verlorengeglaubten aus und ich schreibe mir vieles bey, dass ich seinen freyen Gang zu beschränken gesucht habe, bei Gelegenheit der Professur. Von seinem ferneren Leben und Weben geb' ich Ihnen Nachricht, wenn Ihnen dieses wünschenswerth ist. Haben Sie nun die Güte, seinen Mantel-Sack post restante Hassfurth an mich einzuschicken.

Leben Sie wohl! Ihr warmer Freund und Diener
Rückert.

Den Aufenthalt zu Bonnland vertauschte der fahrende Poet bald mit dem zu Würzburg, wo er den grössten Theil der »Geharnischten Sonette« vollendete, die beim Vortrage im Freundeskreise bereits das grösste Aufsehen zu erregen begannen.

Von Würzburg aus schrieb er auch zweimal an seinen

ehemaligen Collegen Professor Börsch und machte in diesen Briefen, die leider jetzt verschollen sind, wenn nicht durch diese Zeilen ihre Spuren in irgend einer Autographensammlung entdeckt werden sollten¹⁾, seinem Unmuthe über die Verhältnisse, unter denen er in Hanau hatte leben sollen, von Herzen Luft. Es war um dieselbe Zeit, wo er seinem Vater fröhlich mittheilte, »er sei dem Schulstaube entronnen, noch ehe er ihn gekostet habe.« Doch bald fand sich für den jungen Poeten ein gütiger Mäcen in der Person des Freiherrn von Truchsess auf der Bettenburg bei Hassfurt, dessen Einladung auf sein gastfreies Schloss er annahm. Dort entstand die Mehrzahl seiner volksmässig gehaltenen »Vierzehn kriegerischen Spott- und Ehrenlieder«, die, wenn sie auch meistens als poetische Productionen ohne höhere Bedeutung sind, doch als Zeitgedichte ihren bleibenden Werth haben. Eins darunter führt den Titel »Die unächtten Fahnen von der Hanauer Schlacht«²⁾, Napoleon schickt darin seiner Gemahlin Marie Louise durch einen Courier zwanzig angeblich bei Hanau erbeutete deutsche Fahnen mit den Worten:

»Meine Frau Kaiserin,
Die Fahnen schick ich euch,
Weil ich der Sieger bin;
Sie sind von deutschem Zeug.
Weil ihr, indessen
Ich an der Elb' bin gesessen,
So gut habt hausgehalten,
Sollt ihr zum Dank sie behalten.«

1) Fräulein Lili Börsch, in deren Besitz sie nach ihres Vaters Tode kamen, schenkte sie, wie sie mir schrieb, 1849 zu Constanz einer Dame, deren Familie aus politischen Gründen nach Amerika auswanderte, zur Erinnerung an das Vaterland und seine grossen Söhne. Die betreffende Dame ist inzwischen gestorben; ob die Briefe je wieder zu erreichen sind, steht demnach sehr dahin.

2) Ges. Ged. III, 239. Ges. poet. Werke I, 206.

Duncker, Friedrich Rückert.

Die Kaiserin aber, »selbst ein deutsches Kind«, erkennt sofort »an den Nathen«, dass die Fahnen unächt und »nicht von deutschem Faden« sind. Auf ihr Befragen gesteht ihr der Ueberbringer die Fälschung auch ein und schliesst mit der tröstlichen Versicherung:

»So sind sie unächt zwar,
Was dieses anbelangt;
Doch wenn so ganz und gar
Nach ächten euch verlangt,
Ich bitt' unterthänig,
Verzieht nur ein wenig:
Die Preussen werden mit nächsten
Selbst hier sein mit den ächtsten.«

Von der Bettenburg aus theilte der Dichter seinen Eltern den Entschluss mit, persönlich am Freiheitskampfe Theil nehmen zu wollen, in den auch sein Bruder Heinrich als freiwilliger Jäger gezogen war. Nur durch die inständigsten Bitten seiner Angehörigen wurde er von diesem Vorhaben zurückgehalten. Denn sie waren überzeugt, dass seine damals durch Studien und Gemüthsaueregungen aller Art geschwächte Gesundheit den Strapazen eines Feldzugs schwerlich gewachsen sein werde.

Im Uebrigen suchte nach jener Flucht aus Hanau Rückerts Vater in der That, wie er versprochen hatte, des Sohnes »freien Gang nicht mehr zu beschränken«. Zu berichten, wie schon wenige Jahre darauf Friedrich Rückerts Ruhm Deutschland erfüllte, wie er stieg von Stufe zu Stufe der poetischen Vollendung und Universalität, zugleich aber auch äussere Ehren in wohlverdienter Masse ihm zu Theil wurden, kann nicht die Aufgabe meiner Darstellung sein. Wohl aber mag nach dieser Schilderung einer Jugendepisode des Dichters der Umstände noch näher gedacht werden, unter denen über

dreissig Jahre später der gefeierte Sänger des »Liebesfrühlings« wieder zu seinem ehemaligen Hanauer Vorgesetzten in gewisse Beziehung trat. Wie Johannes Schulze dem jungen Rückert für seine tolle Flucht aus Hanau Karl von Dalbergs Verzeihung erwirkt und ihm die Bahn eröffnet hatte, auf der sich nun, ungehemmt durch die Last eines widerwillig ergriffenen Berufs, sein poetisches Talent entfalten konnte, so war er auch durch eine merkwürdige Fügung des Geschicks einer der wenigen eingeweihten Zeugen davon, wie ein anderer hochsinniger, gleichfalls für Kunst und Wissenschaft begeisterter Fürst dem greisen Dichter in wildbewegter Zeit verstattete, die Bürde des Staatsdienstes niederzulegen und sich nach seinem idyllischen Heim im Thüringerlande, seinem stillen und glücklichen Ruhesitz aus dem verwirrenden hauptstädtischen Treiben zurückzuziehen.

Um jenen Vorgang dem Verständniss näher zu führen, sei es mir verstattet, einen Blick auf Johannes Schulzes weitere Laufbahn zu werfen, wenn es mir auch fern liegen muss, ein nur einigermaßen genaues Bild seines Lebens und Wirkens zeichnen zu wollen. Die bevorstehende Herausgabe seiner Biographie, begründet auf seine eigenen Aufzeichnungen, wird diese Aufgabe in erschöpfender Weise lösen. Hier gilt es mir nur, einige Züge des Patrioten Schulze dem Gedächtniss zu überliefern. Nicht ohne Freude wird der Leser erfahren, dass des Greises Herz noch ebenso warm schlug für des Vaterlandes Einheit und Grösse, wie das des jungen kaum aus den Hallen der Hochschule getretenen Gelehrten, dass er, gleich so vielen anderen edlen und hochbegabten Männern, mit treuer Liebe am preussischen Staate hing, der ihm schon früh eine zweite Heimath ward. Wie er unentwegt in Preussens Glück und Wohlergehen Deutschlands

Zukunft erblickte, mögen uns auch seine eigenen Worte sagen, die er in den sturmerfüllten Tagen des Jahres 1848 und dann wieder fast zwei Decennien später, zwei Jahre vor seinem 1869 erfolgten Tode niederschrieb, zu einer Zeit, als sich schon Preussen die Führerschaft in Deutschland erstritten hatte.

Das neuorganisirte grossherzoglich frankfurtische Gymnasium zu Hanau ward, wie vorher bestimmt, wirklich den 1. Februar 1813 eröffnet. Aber trotz der eifrigsten Thätigkeit Schulzes und seiner Lehrer konnte von erspriesslichen Früchten des Unterrichts im ersten Semester kaum eine Rede sein. Nahm doch der Gang der Welt-ereignisse nicht nur die Herzen der Männer, sondern auch der heranblühenden Jünglinge ganz und gar in Anspruch. Zunächst passirten Trümmer der »grossen Armee«, in jämmerlichstem Zustande aus Russland flüchtend, fortwährend die an der grossen Heerstrasse nach dem Rhein gelegene Stadt. Die Erwachsenen unter der Bevölkerung machten halb spöttische, halb mitleidige Glossen über die vormals so stolzen Generale und Marschälle, die wenige Monate vorher mit dem unerschütterlichsten Siegesbewusstsein denselben Weg, aber nach Osten hin, gezogen waren und jetzt so furchtbar gedemüthigt wieder französischen Boden zu erreichen eilten. Die Hanauer Jugend indessen, noch ohne Furcht vor den Mouchards der Franzosen, liess es sich begreiflicher Weise nicht nehmen, ihrem Spott und Hohn öfters lauten Ausdruck zu geben, wenn ein solcher Trupp vornehmer Flüchtlinge die Mauern Hanaus passirte. Daher erhielt Oberschulrath Schulze schon den Tag nach der Eröffnungsfeier seiner Anstalt (2. Februar) eine noch bei den Acten befindliche scharfgehaltene Aufforderung des grossherzoglichen Polizeidirectors Schlereth, mehr auf das Betragen seiner

Schuljugend achten zu wollen. Der Anfang des für die damalige Situation charakteristischen Ukas lautete: »Es ist die Bemerkung gemacht worden, dass viele Kinder auf den Strassen in hiesiger Stadt sich durch unerlaubte auf diejenigen Zeitbegebenheiten Bezug habenden Gesänge und Lieder, sowie durch Exclamationen und dergleichen zum Nachtheil der bestehenden Ordnung geäussert und laut hierüber ausgelassen, auch fremde Militärpersonen mit unsittlichen (?) Reden und Achtungslosigkeit behandelt haben.« Solchen »Kindern« wird nun im Betretungsfalle mit »unnachsichtlicher Züchtigung und Incarceration« durch die grossherzogliche Polizeibehörde gedroht.

Kurze Zeit nach Rückerts Flucht wurde auch die Stadt, in der die Durchmärsche französischer Regimenter nicht aufhörten, durch die Abhaltung eines Kriegsgerichts in heftige Erregung versetzt. Bei dieser Gelegenheit bewies sich Rückerts Freund Völker als unverzagter Patriot, der ohne Scheu vor den fremden Gewalthabern, durch die Macht seiner Rede den französischen Schergen ein Opfer zu entreissen suchte. Ich entnehme die Schilderung des betreffenden Vorfalls zum Theil mündlichen Mittheilungen, namentlich aber der Selbstbiographie Karl Cäsars v. Leonhard, des 1862 zu Heidelberg verstorbenen berühmten Mineralogen, der damals als grossherzoglich frankfurtischer Geheimrath und Generalinspector der Domänen des Grossherzogthums zu Hanau lebte¹⁾. Ein Hanauer Bürger, J. H. Müller, war bei einem im Februar 1813 stattfindenden Maskenball im Kosakencostüm erschienen, zwei in zerlumpte französische Uniformen gehüllte Männer, von denen der eine einen Stelzfuss hatte,

1) K. C. v. Leonhard, »Aus unserer Zeit in meinem Leben«, Stuttgart 1854. I, 306 ff.

der andere den Arm in der Binde trug, mit der Knute vor sich hertreibend. Ausserdem stand Müller im Verdacht, Loblieder auf den vertriebenen Kurfürsten von Hessen gesungen zu haben. Die nicht zu verkennende Demonstration auf dem Maskenball reichte der französischen Militärbehörde, die bei dem herrschenden Belagerungsstand die Jurisdiction in der Stadt besass, vollkommen hin zur sofortigen Verhaftung des Mannes, während man seine beiden Helfershelfer, welche die vor den Kosaken fliehende französische Armee repräsentirt hatten, zwei geringe Leute, die sich für Geld zu dieser Maskirung hergegeben hatten, als unbedeutend unbeanstandet liess.

»Im Rathhause der Neustadt,« so erzählt Leonhard, »bei offenen Thüren fand die Vernehmung Müllers vor dem französischen Kriegsgericht am 9. März 1813 statt. Unzählige Zuschauer; man stritt um Plätze auf den Bänken des Saales. . . . Die rückhaltlose Aufrichtigkeit des kräftigen, unerschrockenen Mannes in der für ihn so schauerlichen Stunde, sein freimüthiges Bekenntniss ohne Spur peinvoller Reue, das schlichte Wesen an der Schwelle des Schattenreichs machten allgemein guten Eindruck. Selbst die Richter warfen weder verachtende noch zornige Blicke auf ihren Delinquenten.« Da trat der als Dalbergs Liebling hochangesehene Geheimrath v. Leonhard selbst als Vertheidiger des Unglücklichen auf, mit ihm die Advocaten Schraidt und Völker, Friedrich Rückerts Freund. Sie appellirten an das Gerechtigkeitsgefühl der Franzosen, in deren Land man auch noch, obgleich die bourbonische Dynastie längst gestürzt sei, ungestraft Lieder zum Lobe des volksthümlichsten Herrschers derselben, Heinrichs IV., des »roi vaillant«, singe. Ob dieser Grund, wie Leonhard glaubt, bei dem Spruch der Richter durchschlagend war, oder ob nicht deren Ueberzeugung

das Urtheil beeinflusste, dass der milde Grossherzog selbst nicht mit dem härtesten Strafmass einverstanden sei, da einem seiner höchsten Beamten an der Vertheidigung theilzunehmen gestattet war, können wir heute nicht mehr mit Bestimmtheit sagen. Genug, das Kriegsgericht erkannte zur Freude des Publicums gegen Müller nicht auf Todesstrafe. Der Verurtheilte wurde indessen nicht freigelassen, sondern bald darauf nach Mainz gebracht und dort in Haft gehalten¹⁾, es war ihm aber, wie so manchem andern Patrioten, nicht vergönnt, den Tag der Befreiung des Vaterlandes, dessen Kommen er vorausgesehen hatte, noch zu erleben, da er schon bald darauf im Mainzer Gefängnisse am Typhus starb.

Dass nach solchen Vorgängen der Alp des Schreckens während der nächsten Monate auf der Bürgerschaft lastete, ist nur zu erklärlich. Und als nun nach der grossartigen, beispiellos in der Geschichte dastehenden Erhebung des preussischen Volkes dennoch der Gott des Sieges sich nicht den deutschen Waffen zuzuwenden schien, als im Mai die Nachrichten von den Siegen Napoleons bei Gross-Görschen und Bautzen, vom Rückzuge der preussisch-russischen Armee nach Schlesien, von Oesterreichs seitheriger Weigerung, dem Bündniss Friedrich Wilhelms III. und Alexanders I. beizutreten, anlangten, da wurde mehr als ein vaterlandsliebendes Herz wieder zweifelhaft, ob

»erschieden

Jetzt sei die Stunde, wo es bricht die Stricke«.

Es hatte den Anschein, als ob der Gewaltige das Glück, das ihm auf kurze Zeit in den eisbedeckten Steppen des Nordens untreu geworden war, aufs Neue

¹⁾ Nach dem Schlusse von Leonhards Erzählung a. a. O. könnte man zu dem irrigen Glauben kommen, als ob er seiner Haft entlassen worden sei.

und diesmal unlösbar an seine Adler gefesselt habe. Dann ruhten zeitweise die Waffen. Endlich trat Oesterreich auf die Seite der Verbündeten und der furchtbare Kampf begann um Mitte August von Neuem. Schlacht folgte auf Schlacht. Bei Gross-Beeren und an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz trug deutsche Tapferkeit, nachdem Ströme edlen Blutes geflossen waren, den Sieg davon. Aber wenn auch die Hoffnung auf endlichen Triumph der deutschen Sache seit den glorreichen Augusttagen in den vaterländischen Herzen immer mehr Raum gewonnen hatte, so war doch Napoleon selbst noch unbezwungen. Wo er selbst befehligte, bei Dresden, war ihm das Glück treu geblieben und wie Mancher mochte zweifeln, ob der vernichtende Hauptschlag, den man bereits seit Ende September in der sächsischen Ebene gegen ihn vorbereitete, seinen vereinten Gegnern gelingen werde! In jenen entscheidungsschweren Wochen war es, wo das erste Semester, welches Johannes Schulze als grossherzoglich frankfurtischer Oberschulrath und Gymnasialdirector verlebte, zu Ende ging. Wie bezeichnend für die damalige Lage der Dinge ist doch der Inhalt des ersten Programms, mit dem er zu den vom 27. bis 30. September 1813 stattfindenden öffentlichen Prüfungen seiner Anstalt einlud! Es ist die von ihm verfasste Uebersetzung der berühmten Leichenrede des Perikles aus dem zweiten Buche des Thukydides, jenes unvergänglichen Erzeugnisses ächthellenischen Geistes, worin, um Schulzes eigene Worte in der »Vorrede« zu gebrauchen¹⁾, der grosse Athener, »in des Anaxagoras Schule mit erhabener

1) »Die Bestattungsrede des Perikles aus dem Thukydides.« Hanau 1813. S. 5.

Weisheit genährt, seine freie Weltansicht, seine tiefe Menschenbeobachtung in gedankenschwangern Ausdrücken sinnig offenbart, und durch Betrachtung des seligen Todes für Freiheit und Vaterland billige Verachtung des Lebens lehrt, wie menschlich er die trauernde Versammlung tröstet, erheitert und kräftigt, kurz wie er, der gebildetste Mann seiner Zeit, zu den hochgebildeten Athenern bei dieser Gelegenheit redet.« Wer möchte glauben, dass der Patriot Schulze die Uebersetzung dieses herrlichen Products hingebendster Vaterlandsliebe in jenen Septembertagen nur veröffentlicht habe, um seinen Mitbürgern sein philologisches Wissen, seine Gewandtheit in der Uebertragung aus der Sprache der alten Hellenen zu beweisen? Auch seine Absicht war es, wie einst die des grossen Griechen, Herzen, die ob des blutigen immer noch unentschiedenen Kampfes für des Vaterlandes Freiheit in Trauer und Bekümmerniss waren, zu »trösten, zu erheitern und zu kräftigen«. Und wie konnte er hoffen, dies besser thun zu können, als wenn er hinabstieg zu dem ewig unversieglichen Born der Weisheit des Alterthums, als wenn er die Gedanken, die Thukydides Athens grösstem Sohne in jener Rede in den Mund legt, seinen Schülern, seinen Freunden, seinen Mitbürgern vor die Seele rief, die, selbst noch unter dem Joche der Fremdherrschaft, mit bangendem Herzen dem Donner der Schlachten lauschten, in denen ihre deutschen Brüder auf den Feldern der Mark, Schlesiens und Sachsens mit dem neuen Cäsar um die Befreiung der heimischen Erde rangen. Wer mochte nicht an so manche im heiligen Kampfe gefallene Lieben, wer nicht des edlen Jünglings gedenken, der, ein Sänger und ein Held, wenige Wochen zuvor den Tod fürs Vaterland gestorben war, wenn er Perikles also zu seinem Volke über die Hingeschiedenen

reden hörte¹⁾: »Dem Gemeinwesen ihre Leiber weihend, empfangen sie für sich das alterlose Lob und das hervorglänzendste Grabmal, nicht worin sie ruhen, sondern vielmehr worin ihr Ruhm bei der zu Wort und That sich immer darbietenden Gelegenheit unvergesslich bewahrt wird. Denn ausgezeichneten Männer Grabmal ist jedes Land und nicht allein der Säulen Aufschrift in der Heimath gibt Kunde, sondern auch in der Fremde wird ohne Schrift ihr Andenken bei jeglichem mehr durch Gesinnung als durch That lebendig erhalten«. Und ferner: »Kummervoller ist einem Mann von Gesinnung das Elend aus Feigheit, als der bei voller Kraft und auch gemeinsamer Hoffnung erwachsende und ungefühlte Tod (d. h. als der Tod, dem Tapferkeit und Hoffnung für das Vaterland den Stachel nimmt)«.

Hier verspüren wir so recht den Hauch jenes griechischen Geistes, aus dem, wie Rudolf Virchow auf einem zu seinen Ehren veranstalteten Festbankett der Aerzte Athens im Mai 1879 mit gerechter Dankbarkeit es aussprach, »die deutsche Nation selbst ihre Wiedergeburt genommen hat«. »Vorbereitet durch die Restauration der Wissenschaften am Ende des Mittelalters, so fuhr unser gefeierter, durch die Vielseitigkeit seines Wissens berühmter Landsmann fort, fanden deutsche Männer in den herrlichen Quellen der alten Dichter, Philosophen und Historiker von Neuem jenes unvergängliche Gut. Wieland und Herder, Schiller und Goethe schöpften aus diesem Buche und es würde eine lange Aufzählung der ruhmreichsten Namen dazu gehören, um im Einzelnen zu

1) Bestattungsrede etc. S. 14. f. Ich brauche kaum zu bemerken, dass ich die Stelle (Thuk. II, 43, 2—6) wortgetreu nach der Schulze'schen Uebersetzung wiedergebe, wenn mir auch wohlbekannt ist, dass dieselbe in weit vollkommenerer Weise schon oft übersetzt worden ist.

zeigen, wie in directem Zusammenhange mit den Alten das Verständniss der Natur und der Kunst, des Staates und der Gesellschaft sich umgestaltete, bis man endlich die Ueberzeugung gewann, dass nur das harmonisch entwickelte Individuum, der natürlich empfindende Mensch, jenes höchste Product menschlicher Entwicklung darstelle, welches würdig ist, den Göttern an die Seite gestellt zu werden. Das Gefühl der Freiheit, der Sittlichkeit, der Vaterlandssinn erwachte von Neuem und wurde die Grundlage aller Methoden der Erziehung. Der griechische Geist wurde dem Volke gewonnen und ihm verdanken wir, dass Deutschland wieder Eins geworden und gleichberechtigt unter die Völker Europas treten konnte. Was Fürst Bismarck ausgeführt hat, das war nichts anders, als das, was Decennien hindurch die deutschen Universitäten (und höheren Schulen, fügen wir hinzu) treu gepflegt und von Generation zu Generation fortgepflanzt hatten«. Nicht zu den letzten Trägern dieses griechischen Geistes gehörte Johannes Schulze. Seine fünfzigjährige ausgezeichnete Wirksamkeit legt dafür vollgültiges Zeugnis ab. 42 Jahre derselben wurden in dem Dienste des Staates verbracht, dessen König heute die deutsche Kaiserkrone trägt. Schulze war es, der Victor Cousin durch die Berliner Hör- und Lehrsäle führen konnte; das geflügelte Wort jenes geistvollen Franzosen von Preussen »dem Staate der Schulen und Kasernen« verdankt jenen Tagen seine Entstehung.

Doch kehren wir wieder zurück zu den Vorgängen des Jahres 1813. Was die Trefflichsten unseres Volkes ersehnt und durch Wort und That erstrebt, es schien zur Wahrheit werden zu wollen. In Leipzigs Gefilden erlag Napoleons Genie der Begeisterung und der Uebermacht und wenn er sich auch ruhmvoll nach dem Rheine durch-

schlug und seinem ehemaligen Schüler Wrede noch in der blutigen Schlacht bei Hanau bewies, dass es sogar gefährlich sei, sich dem auf den Tod verwundeten Löwen zu nahen, so war doch die Befreiung des grössten Theils deutscher Erde vollbracht. Die vertriebenen Fürsten kehrten in ihre Lande zurück, unter ihnen auch Wilhelm I., Kurfürst von Hessen. Für jetzt übersah der treue Stamm der Hessen in der Freude über die Wiederkehr des angestammten Herrschers ganz und gar dessen alsbald stark hervortretende Schwächen. Denn alles ging ja in dem einen grossen Gedanken auf: dass man nunmehr die Wehrkraft des Landes, die man vorher gezwungener Weise dem Fremdling hatte leihen müssen, unverweilt in den Dienst der heiligen Sache des Vaterlandes zu stellen habe. Es galt dem geschlagenen Gegner über den Rhein zu folgen, ihm die angemassete Krone vom Haupte zu reissen und Frankreichs drohende Uebermacht unter den Staaten Europas für immer zu brechen. In allen grösseren Städten, die das deutsche Schwert befreit hatte, drängten sich von allen Seiten Freiwillige zu den Fahnen. Auch Hanau blieb nicht zurück. Hier war nach den Zeugnissen noch lebender Zeitgenossen neben anderen ausgezeichneten Männern Johannes Schulze einer der hauptsächlichsten Leiter der patriotischen Bewegung. Den Ausmarsch des kurhessischen Regiments »Kurprinz« nach Frankreich am 20. Januar 1814 begleitete er mit einer vom feurigsten Patriotismus getragenen Rede, die bald nachher mit einem von ihm gedichteten Kriegsliede »Der heiligste Beruf« im Druck erschien. Auch bei der Weihe der Fahne der 82 Hanauer Freiwilligen zu Ross, die am 19. Februar 1814 ins Feld zogen, hielt er in der reformirten Kirche der Stadt die Festrede, die er ebenso bald nach dem Auszuge der Truppen nebst einer Schilderung des

ganzen Hergangs der Feier »zum Besten der unbemittelten Vaterlandsvertheidiger« durch den Druck veröffentlichten liess. Sie schloss mit den Worten, die man auch auf der von Jungfrauenhand gestickten Standarte las: »Gott mit uns! Wer wider uns?«

Vier patriotische Gedichte, von Schulze selbst verfasst, als poetische Leistungen zwar ohne höheren Werth, aber charakteristisch für die Gesinnung des Dichters, bilden den Schluss der kleinen Schrift:

»Ein himmlisches Sehnen,
Kein irdischer Drang,
Treibt mich in die Ferne
Zum blutigen Gang.
Befreiung von Ketten,
Geschmiedet dem Knecht,
Verkläre das ernste
Das deutsche Geschlecht.

Auf heimischen Fluren
Erbühe die Lust
Der Freiheit, des Friedens
Aus männlicher Brust;
Der Deutsche, er trotze,
Wie Eichen im Hain,
Den Stürmen des Winters
Im treuen Verein«.

So lässt er im zweiten dieser Gedichte, dem »Morgenlied«, die hessischen Freiwilligen singen. Dass seine und so vieler anderen Edlen Hoffnungen von deutscher Einheit und Grösse damals nicht in Erfüllung gingen, wer wüsste das nicht? Es kamen die Tage, von welchen Rückert seine »Strassburger Tanne« klagen lässt:

»Doch als das grosse Wetter
Eilfertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter,
Dahier vorüberfuhr: —

Mein Wipfel ist geborsten,
Es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
Der meine Hoffnung war«.

Schon nach wenigen Jahren schied Schulze aus dem kurhessischen Staatsdienste. Man war auswärts auf des jungen Schulmannes organisatorisches Talent aufmerksam geworden, und er folgte, wie schon oben erwähnt, bereits 1816 dem an ihn ergangenen Rufe als Consistorial- und Schulrath nach Coblenz, nachdem er sich von seinem Kurfürsten in einem Schreiben verabschiedet hatte, das in freimüthigem Tone auf die Folgen aufmerksam machte, die das bekannte rücksichtslose Verfahren der kurfürstlichen Regierung gegen so viele hochverdiente Männer nach sich ziehen müsse¹⁾. In Coblenz fand er ein neues und würdigeres Feld seiner Wirksamkeit. Zählte er doch mit zu den Männern der Wissenschaft, deren Aufgabe es war, das schöne, eben durch die deutschen Siege dem Vaterlande zurückerworbene Rheinland, einst, wie auch heutzutage wieder, in seinen gebildeten Kreisen der Sitz ächtdeutscher Sinnesweise, namentlich durch Umgestaltung oder Neugründung der höheren Bildungsanstalten und Erziehung der Jugend in vaterländischer Gesinnung dem Franzosenthum zu entfremden und deutscher Art wieder zu gewinnen. Auch zu Coblenz konnte er sich der Zuneigung der Besten rühmen. So trat er dort in die vertrautesten Beziehungen zu dem edlen Max v. Schenkendorf, der gleichfalls als Rath der Coblenzer Regierung angehörte²⁾. Aber auch dieses sein Freundschaftsver-

1) Mittheilung von Schulzes Neffen, Karl Rössler jun. zu Hanau († 1878.)

2) A. Hagen, «M. v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten.» Berlin 1863. S. 221. R. Köpke in der Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde VI, 359.

hálniss zu einem der liebenswürdigsten Dichter unseres Volkes sollte, gleichwie das zu Friedrich Rückert, nur von kurzer Dauer sein. Während es ihm jedoch vergönnt war, die lange und nach einstigem Leid nachher so glückliche und ruhmreiche Lebensbahn seines ehemaligen Collegen am Gymnasium zu Hanau bis zu ihrem Ende überschauen zu können, ward das Band, das ihn mit Schenkendorf verknüpfte, schon bald durch den unbittlichen Tod zerrissen. Max v. Schenkendorf starb, erst 34 Jahre alt, am 11. December 1817 zu Coblenz. Johannes Schulze hielt dem zu früh Dahingeshiedenen die Grabrede¹⁾. Kann sie auch nicht jenem herrlichen Gedichte: »Wer soll der Hüter sein?« zur Seite gestellt werden, womit Ernst Moritz Arndt dem wackern Mitstreiter ein unvergängliches Ehrenmal gesetzt hat, so ist es doch unvergessen, wie der kaum gewonnene Freund mit ergreifenden Worten den Heimgegangenen schilderte »als den Feind alles Halben und Unfertigen«, als den muthigen Vorkämpfer gegen fremde List und Uebermacht, als den Dichter »der in der freien Natur und unter ihren Wundern auf die Stimme des Ewigen horchte«. Ein Jahr nach Schenkendorfs Tode verliess Schulze Coblenz, um der Berufung ins Cultusministerium zu Berlin Folge zu leisten.

Seiner dortigen vierzigjährigen ausgezeichneten Thätigkeit für die Gestaltung des höheren Schulwesens als vortragender Rath, anfangs als Altensteins rechte Hand, dann unter den verschiedensten Ministern, wird sein Biograph nicht allein zu gedenken haben. Er wird auch besonderes Gewicht auf seine wissenschaftlichen Bestrebungen und Arbeiten, auf seine nahen Beziehungen zu Hegel, Böckh, J. Bekker, v. Pfuel und anderen ausge-

3) Hagen, S. 234.

zeichneten Männern legen. Mir sei es hier nur erlaubt, einen Blick auf die Anschauungen Schulzes in einer Epoche zu werfen, deren Beginn sein patriotisches Herz mit ähnlichen Hoffnungen auf die Wiederherstellung der deutschen Einheit, eines mächtigen deutschen Reiches erfüllen musste wie das Jahr 1813. Es war das Jahr 1848, die Zeit, wo das erste deutsche Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt tagte, mit glühender Begeisterung von den Besten der Nation bei seiner Eröffnung begrüsst. Auch Schulze war freudig bewegt vom Zusammentritt jener an hochbegabten und verdienten Männern so reichen Versammlung. Er trug sich mit der Erwartung, dass bald eine starke Centralgewalt geschaffen und Preussen, der grösste reindeutsche Staat, dessen Lebenskraft und Opferfähigkeit er mehr als viele Andere kannte, die leitende und führende Macht des neuen Deutschlands sein werde. Aber der Gang der Dinge zu Frankfurt und die Folgen, welche er auch auf die Haltung der preussischen Nationalversammlung und die Volksmassen ausübte, zertrümmerte gar bald seine Hoffnungen. Es liegt mir ein Brief vor, den er am 28. Juli 1848 schrieb, drei Wochen, nachdem sein letzter Vorgesetzter, der Cultusminister Rodbertus, nach nur zehntägiger Amtsdauer sein Portefeuille im Ministerium Auerswald niedergelegt hatte. Der seither noch ungedruckte Brief ist an seinen Schwager den Fabrikanten Karl Rössler zu Hanau, einen der hochgeachteten Bürger jener Stadt, gerichtet, der sich auch in Schulzes massvollem Sinne stets mit warmer Theilnahme den öffentlichen Angelegenheiten zuwandte, ausserdem sich auch als tüchtiger Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiete einen Namen und das Ehrendoctorat der Heidelberger philosophischen Facultät erwarb. In dem Schreiben, welches Karl Rösslers Sohn, Herr Eduard

Rössler zu Hanau, der dortigen Gymnasialbibliothek zugleich mit Rudolf Köpkes Nekrolog auf seinen Oheim zum Geschenk machte, lesen wir folgende Worte des hochverdienten greisen Patrioten Johannes Schulze:

»Die politischen Verhältnisse in Deutschland werden in Folge der Frankfurter Wühlereien mit jedem Tage trauriger; ich kann nun nicht mehr an Deutschlands Einheit glauben, nachdem man von Frankfurt aus in allen preussischen Herzen die tiefste sittliche Empörung bewirkt hat. Die Erbitterung, die hier herrscht, ist nicht in Worten auszusprechen. Die Regierung, welche bis jetzt schweigt, wird, wollend oder nicht, durch die nicht mehr zu besiegende Gewalt des tiefgekränkten preussischen Volks mit fortgerissen werden.

Mein Wunsch, in diesem Sommer das Bad in Ems zu besuchen und zugleich Euch wieder persönlich zu begrüßen, bleibt leider unerfüllt. Ich kann nicht von hier; da ich keinen Minister habe, auch wahrscheinlich vor dem Schlusse der Nationalversammlung keinen erhalte, muss ich neben meinem bisherigen Decernat als ältester Rath noch die Geschäfte des Directors der Unterrichtsabtheilung unseres Ministeriums versehen; ob ich, wenn unser Verfassungswerk beendigt und auch über das Ministerium, welchem ich seit 30 Jahren angehöre, entschieden ist, noch länger im Amte bleiben oder mich, wie die meisten der älteren Ministerialräthe, in den Ruhestand zurückziehen werde, lasse ich für jetzt unentschieden. Die Lage des preussischen Staats ist gegenwärtig von der Art, dass sich über seine nächste Zukunft nichts mit einiger Gewissheit voraussagen lässt. Nur so viel steht fest, dass das Volk jetzt durch die Frankfurter Wühler in seinem Innersten aufgeregt und entschieden ist, lieber unterzugehen, als

sich länger etwas Unwürdiges gefallen zu lassen. Seine Geduld, seine Langmuth ist erschöpft und die Regierung ist völlig ausser Stande, irgend einen Beschluss der Frankfurter Versammlung, welcher der Ehre des preussischen Volks zu nahe tritt, zur Ausführung zu bringen. Die deutsche Cocarde muss hier wieder der preussischen weichen, und die Schuld hiervon trägt nur die Frankfurter Versammlung. Ich möchte über solchen Jammer blutige Thränen weinen! — Anstatt in Frankfurt einen soliden Grund zum Baue der deutschen Einheit durch Ein Zollsystem, Ein Maass und Gewicht, Eine Gemeindeordnung, Ein Recht, Eine Gerichtsordnung, Ein Pressgesetz u. s. w. zu legen, hat man ohne allen Grund mit der Spitze des Thurms begonnen, und sich dem Traume von einer Central-Gewalt hingegen, zu welcher, wenn Preussen und ganz Norddeutschland ausscheiden, fast alle Mittel fehlen.

Herzliche Grüsse an meine liebste beste Schwägerin
und an alle Deine Kinder von

Deinem treuen Bruder

Berlin, den 28. Juli 1848. Dr. J. Schulze.

Es sei nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass dieser für Schulzes politisches Glaubensbekenntniss so charakteristische Brief nur einen Tag vor der Cabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. geschrieben wurde, durch welche der König seinen Truppen gegenüber seine oberstkriegsherrliche Gewalt betonte und somit Protest einlegte gegen die von Frankfurt aus befohlene Vereidigung des preussischen Heeres auf den Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich. Von manchen Seiten, je nach dem Parteistandpunkte, ward diese Ordre als ein Anzeichen der beginnenden Reaction, von anderen wieder als die

erste Aufraffung des bis dahin haltlos zwischen den verschiedensten Einflüssen hin- und herschwankenden und der Situation nicht gewachsenen Königs zu einer entschiedeneren, thatkräftigeren Politik angesehen. Die anonym erschienene, wie man später erfuhr, vom Oberstlieutenant von Griesheim verfasste Flugschrift »Die deutsche Centralgewalt und die preussische Armee«, deren grossem Eindruck in militärischen Kreisen man jene Wandlung zum guten Theil zuschrieb, hatte Schulze seinem Briefe an den Schwager beigelegt.

Inmitten jener stürmischen Tage war es, wo er sich für Rückerts Wohlergehen wieder lebhaft interessirte. Der Dichter lebte zwar schon seit Ende 1841 in Berlin, war aber in seiner freiwilligen Zurückgezogenheit dem gastlichen Hause seines lebensfrohen und geistvolle Geselligkeit liebenden ehemaligen Hanauer Directors ebenso fern geblieben, als den meisten übrigen gebildeten Kreisen der preussischen Hauptstadt. Dass Friedrich Rückert und das Berlin der vierziger Jahre sich gegenseitig nicht gefielen, ist genugsam bekannt und soll hier nicht weiter erörtert werden. Die boshaften Bemerkungen und Angriffe, womit die Jünger der politischen Lyrik die 1842 durch Friedrich Wilhelm IV. bei Stiftung der Friedensclasse des Ordens pour le mérite erfolgte Decorirung¹⁾ des Sängers der Freiheitskriege begleitet hatten, die Verse in Robert Prutz's »Ludwig Uhland« vom

deutschen Mandarin,
Rückert, den zwar nicht die Reime,
Aber längst die Musen fliehn,

1) Die Stanze an den König, worin Rückert für diesen Orden dankt, publicirte zuerst R. Boxberger in Schnorr v. Carolsfelds Archiv f. Litgesch. VII, 155, dann in den Rückert-Studien S. 82.

die malitiöse Secirung seiner patriotischen Poesien in Heine's »Wintermärchen« kümmerten allerdings den Dichter wenig und verfehlten auch beim denkenden Publicum ihren Zweck, Rückert der Nation als servilen Höfling oder als deutschthümelnden Bramarbas hinzustellen, ganz und gar. Wenn, von anderen ähnlichen komischen Vorfällen abgesehen, nur eine ergötzliche Anekdote aus Rückerts Verkehr am Berliner Hofe, die freilich erst in neuester Zeit allgemeiner bekannt geworden ist¹⁾, schon damals in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre, würde sich vielleicht der jugendliche Zorn der Tyrannenhasser etwas abgekühlt haben. Am Krönungs- und Ordensfeste erschien der Dichter einst ohne irgend eine seiner Decorationen. Auf Alexander von Humboldts verwunderte Frage, ob er denn nicht wisse, dass man den 18. Januar zähle, entschuldigte er sich allen Ernstes damit, dass seine Frau die Bänder zu den Orden verlegt oder — verwendet habe, eine Aeusserung, die auf jener Festlichkeit zu grosser, Rückert allein nicht erklärlicher Heiterkeit der Hofleute über den »ungeleckten Bären« Veranlassung gab.

Viele seiner Freunde und Zeitgenossen erkannten schon bald nach seiner Berufung nach Berlin, wohin er mit hochgespannten Erwartungen gegangen war, wie der »Geheimrath« Rückert sich in der preussischen Metropole immer weniger gefiel. Seinen Lieblingsspaziergang »unter den Linden« rechtfertigte er mit dem damals sehr zutreffenden Grunde, dass »dieser Gang ihm am Besten das einzig würdige Stück der ganzen deutschen Geschichte seit dem dreissigjährigen Kriege, die Geschichte Preussens von Friedrich dem Grossen bis 1815, vor die

1) Beyer, Nachgel. Ged. u. s. w. S. 420 f.

Augen führe¹⁾«. Bald gestand er selbst, ohne sich über den darob ausbrechenden Sturm zu kümmern, wie er sich wegsehne

Von der stockenden stolzen Spree
Zu dem ländlichen Quell im Klee,
Aus der unendlichen Stadt Berlin
Zu einem ländlichen Neussess hin.

Hatte 1842 noch Franz Dingelstedt in den »Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters« gesungen:

Nach Mekka zieht der Araber auf stolperndem Kameele,
Und so der Dichter nach Berlin auf holperndem Gasele.
Berlin ist Deutschlands Orient, und wenn ihm Palmen mangeln,
So sagt doch Niemand in der Welt, dass Sand und Staub ihm fehle.

— — — — —
Und dass das Gleichniss fertig sei, befiehlt zuletzt der Mufti:
Es werde Frühling in der Mark, und eilig lasst mir kommen
Herrn Bülbül-Rückert Wohlgebor'n, des Ostens Philomele!

so konnte er schon zwei Jahre darauf im zweiten Bande der »Gedichte eines Lebendigen« seines vormaligen politischen Freundes Herwegh ausser dem ihn selbst geisselnden Liede »Hochwohlgeboren« mit dem Motto »Justum et tenacem propositi virum« ein mit »Rückert« überschriebenes Xenion finden, welches trotz seines Verfassers extremer Parteistellung die damalige unerquickliche Situation des grossen Dichters weit besser zu charakterisiren wusste. Herwegh lässt Rückert darin sagen:

Blume vom Ganges, die jüngst an die Spree Kunstgärtner verpflanzten,
Wo mich im Glashaus jetzt Damen und Kinder beseh'n.

Auch in poetischer Hinsicht erwies sich der Berliner Aufenthalt für Rückert im Grossen und Ganzen wenig

1) Beyer, Friedr. R. Leben u. Dichtungen, 1. Aufl. Coburg 1866. S. 226.

günstig. Dort entstanden seine Dramen, deren nicht unverdienter Misserfolg ihm das Leben in der preussischen Hauptstadt noch immer mehr verleidete. So machte er denn schon seit 1844 von der Vergünstigung Gebrauch, nur im Winter an der Universität Vorlesungen halten zu müssen und verlebte die Sommer meist auf seinem Gute Neussess bei Coburg. Seine damalige Stimmung charakterisirt er durch die Verse:

Ein Zugvogel bin ich geworden
Zwischen Neussess und Berlin;
Doch ich Dummer ziehe nach Norden,
Wenn die Klugen nach Süden zieh'n.

Das politische Getümmel des Jahres 1848 brachte endlich den schon längst von ihm gehegten Entschluss zur Reife, den Staatsdienst ganz zu verlassen und den Rest seiner Tage auf seinem stillen Landgute zu verleben. Ueber die Art seines Rücktritts haben wir die beste Auskunft Johannes Schulze in seinem am 27. Februar 1867 an Beyer gerichteten Briefe zu verdanken, der von diesem vor 3 Jahren publicirt wurde¹⁾. Geheimerath Schulze schreibt über Rückerts Scheiden aus dem Amte eines akademischen Lehrers an der Berliner Hochschule²⁾:

»Rückert hat niemals um seine Entlassung aus dem preussischen Staatsdienste nachgesucht. Einige Wochen nach dem 18. März 1848 wandte er sich an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten mit dem Gesuche, ihn von der Verpflichtung zu dispensiren, während des Winters hier zu leben und sein Lehramt bei der Universität zu verwalten. Der damalige Minister³⁾ lehnte dies Gesuch

1) Nachgelassene Ged. u. s. w. (Wien 1877.) S. 165 ff.

2) a. a. O. S. 168.

3) Wohl der Märzminister Graf Schwerin, Schleiermachers Schwiegersohn.

ab, weil er der Ueberzeugung war, dass er der damals leidenschaftlich aufgeregten Nationalversammlung gegenüber nicht die Verantwortlichkeit übernehmen könne, an Rückert die volle Besoldung von 3000 Thalern nach wie vor zahlen zu lassen, ohne dass er die von ihm freiwillig übernommene Verpflichtung erfülle. Rückert beruhigte sich mit dem ablehnenden Bescheide nicht und wandte sich in einem Handbillet, dem ein Sonett beigeschlossen war, an Se. Maj. den König, sein Gesuch erneuernd. Der König erforderte Bericht über das Gesuch unseres Rückert und der Minister entwickelte ausführlich die Gründe, welche es unter den damaligen aufgeregten Zeiten weder räthlich noch thunlich erscheinen liessen, dem Gesuche Rückerts zu willfahren; der Minister verpflichtete sich zugleich, mit Rückert über seine Pensionirung, welche unter den massgebenden Verhältnissen angemessen scheine, in Verhandlung zu treten und ihm mit jeder nur irgend möglichen Schonung zu begegnen. Rückert erklärte sich hierauf zur Niederlegung seiner Professur bereit und erhielt als Pension die Hälfte seiner Besoldung, welche reglementsässig erst vom 30. bis zum zurückgelegten 40. Dienstjahre bewilligt wird. Diese Andeutung, deren Richtigkeit ich verbürge, möge zum Beweis dienen, dass der Unmuth, mit welchem Rückert sich in seinen Gedichten über das berliner Leben geäussert hat, ohne irgend einen Einfluss auf die ihm vorgesetzte Behörde und auf den Antrag geblieben ist, welchen dieselbe in hoher Achtung der ausgezeichneten dichterischen Begabung unseres Rückert selbst in den bedrängtesten Zeiten des Staats an Se. Maj. den König und dessen dem unsterblichen Sänger des »Liebesfrühlings« gewidmetes Wohlwollen zu richten sich verpflichtet fühlte.

Das sogenannte Eichhornsche System,

dessen Sie gedenken, konnte unserm Rückert so wenig als allen denen zusagen, welche von aufrichtiger Liebe für den preussischen Staat und von der Ueberzeugung durchdrungen waren, dass die schwierige demselbengestellte Aufgabe nur im klaren Einverständnisse mit dem deutschen Volke und in tapferer Verfolgung einer hochherzigen, streng der Wahrheit huldigenden Politik zu lösen ist. — — —«

Wenn Rückert nach dem Scheitern des deutschen Einigungswerks mit so vielen unserer trefflichsten Männer zeitweise vom politischen Pessimismus übermannt ward, so wird dies heutzutage kaum Jemanden noch wundern. In solcher Gemüthsverfassung traf ihn der poetische Glückwunsch, den ihm eine junge Dichterin aus Dresden¹⁾ zu seinem 71. Geburtstage am 16. Mai 1859 übersandte. Diese Geburtstagsgabe schloss mit den Versen:

Geh' hin, vermelde Rückert zu seinem Feste dies:
Er soll die Bahn betreten, die er so lang verliess;
Er soll mit Arndt heut wieder laut singen um die Wette,
Die Zeit verlangt aufs Neue geharnischte Sonette.

Statt einer poetischen Erwiderung aus des Dichters sonst so behender, eigener Feder erhielt die Geberin einen Brief, in dem er die Aufforderung ablehnt, »einmal, weil er eben zu alt sei, um noch einmal in den Krieg zu ziehen, dann aber hauptsächlich, weil unsre politische Stellung so schwankend, verworren und verwickelt ist, dass die Poesie dazwischen keinen geraden Lauf nehmen kann, oder soll sie für oder gegen Oesterreich auftreten?« Rückert legt sodann ein ihm kurz vorher

1) Beyer, Nachgel. Ged. 291 ff.

anonym von München in einem Ausschnitt der »Neuesten Nachrichten« zugegangenes Gedicht als Gegengabe bei, das er als »ganz vortrefflich« bezeichnet. Es ist inzwischen längst als ein Geistesproduct Felix Dahn's bekannt geworden, in dessen Gedichten¹⁾ es den Titel »Lied eines Deutschen« trägt. Seine Anfangsstrophe lautet:

Ich weiss ein Lied von so viel Trauer, dass, wer es ganz zu Ende singt,
Dass ihm vor tiefem Schmerzensschauer das Herz im Busen blutend
springt —

Ein Lied von schwersten Gramgedanken — es macht des Sängers Wange
bleich —

Ein Lied von Wehe sonder Schranken: das ist das Lied vom deut-
schen Reich!

Am 4. Juni 1859 war es, als Friedrich Rückert den Brief mit Dahns Gedicht seiner Verehrerin zu Dresden übersandte, an demselben Tage, wo bei Magenta wieder Ströme edlen deutschen Blutes für ausserdeutsche Interessen, für die nutzlose Vertheidigung der Ueberbleibsel römisch-deutscher Kaiserhoheit in Italien flossen. Wer ahnte damals, wie nahe doch schon die Erfüllung des Traums der Patrioten, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums, diese grösste That unserer neueren Geschichte, bevorstehe!

Doch eben jenes für Oesterreich so trauervolle Jahr 1859 brachte unserem Volke auch ein herrliches Fest, dessen Bedeutung für die Fortbildung des nationalen Gedankens von der Zukunft vielleicht noch mehr gewürdigt werden wird als von der Gegenwart. Als am 10. November die deutsche Nation den hundertjährigen Geburtstag ihres Lieblingsdichters Friedrich Schiller mit Freude und Begeisterung feierte, zog wiederum, wie seit

1) 2. Sammlung. Stuttg. 1873. S. 271.

Jahren nicht, wie nicht seit dem Scheitern der Hoffnungen auf das erste deutsche Parlament, das Bewusstsein durch Deutschlands Stämme, dass das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit wohl zeitweise niedergehalten aber nimmermehr erstickt werden könne. Als an jenem Festtage Jakob Grimm, Hanaus grösster Sohn, der selbst, nach Varnhagens bezeichnendem Worte »die Mangelhaftigkeit deutscher Zustände am eigenen Geschick zur Genüge erprobt hatte«, durch eine ausgezeichnete Rede in der Berliner Akademie Schillers Gedächtniss ehrte, da wusste er keinen innigeren Ausdruck für das Gefühl aller Patrioten zu finden als den Wunsch: »Ach könnte doch auch mit den Glocken des Festes Alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf und die es begehrt.« Und wenn wir zwei Jahre darauf, 1861, den greisen Rückert in einem kleinen Gedicht¹⁾ den Herzog Ernst von Coburg-Gotha wegen seiner vielbesprochenen und vielangefeindeten Militärconvention mit Preussen feiern und den Dichter den kleineren Fürsten über jene Entäusserung des militärischen Hoheitsrechts zurufen hören:

Und dächtet ihr nur erst gross wie er,
So würd' es auch leicht euch scheinen!

so ist auch dies wieder, nur in anderer Form, ein Merkmal des unerschütterlichen Glaubens an die dereinstige Verwirklichung des Einheitsgedankens, der die grössten und edelsten Geister unseres Volkes bis zu ihrem letzten Athemzuge nicht verliess. In den trübsten Zeiten des preussischen Verfassungsconflicts, Ende Mai 1863, wo so mancher Vaterlandsfreund nahe daran war, wieder irre zu

1) Beyer, Nachgel. Ged. S. 9.

werden an Preussens deutschem Beruf, antwortet Rückert der Burschenschaft Arminia zu Marburg auf einen Glückwunsch zu seinem 75. Geburtstage mit den Versen¹⁾:

Was helfen uns geharnischte Sonette?
In andern Waffen stehn die Feinde da,
Ja Feinde fern und nah:
Dass gegen sie nur einen Hermann hätte
Germania!
Dich stärke, der einst brach die Kette,
Mit seines Namens Amulette
Arminius, Arminia!

Wenige Monate später erschienen seine »Kampflieder für Schleswig-Holstein²⁾«. Kann ihr poetischer Werth auch nicht sehr hoch gestellt werden und tragen manche die unverkennbaren Spuren des hohen Alters des Dichters an sich, so legen sie doch Zeugniß davon ab, wie warm der Greis noch für sein Volk, für die tapferen, dem Fremdling preisgegebenen Brüder im Norden fühlte. Den siegreichen Ausgang des Kampfes um das meerumschlungene Land erlebte er noch, doch nicht mehr den Entscheidungskampf um die deutsche Kaiserkrone, den jener Krieg im Gefolge hatte. Fünf Monate, bevor auf den Gefilden Böhmens und in den Gauen der Thüringer und Franken Preussen in heissen Schlachten die Hegemonie in Deutschland errang, hatte man auf dem Gottesacker zu Neuss den letzten Sänger der Freiheitskriege zur ewigen Ruhe bestattet.

Johannes Schulze überlebte ihn um drei Jahre. Die Schöpfung des norddeutschen Bundes nach Vernichtung des deutschen Dualismus, die Veröffentlichung der Schutz-

1) Beyer, Nachgel. Ged. S. 44.

2) Einige derselben enthält auch die Frankfurter Auswahl der Rückertschen Gedichte (20. Aufl.) S. 220 ff.

und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten, die Berufung des deutschen Zollparlaments, sämmtlich Symptome des raschen Fortschritts der Einheits- und Reichsidee, traten ihn noch im Besitze voller Empfindungsfähigkeit für den gewaltigen Umschwung unseres politischen Lebens. »Dieses siegende Preussen, sagt R. Köpke in seinem Nekrologe, wie es sich jetzt an seinem Lebensabende vor ihm ausdehnte, war jenes, das er in seiner Jugend geahnt, für das er die Manneskraft eingesetzt hatte; auch er hatte seinen vollen Antheil daran.« Um jene Zeit erst schrieb er seine Memoiren. Dürfen wir nach dem schönen Briefe urtheilen, den er, wie wir oben sahen, 1867 an Beyer über seine Beziehungen zu Rückert richtete, so müssen sie noch mit ungeschwächter Geistesfrische abgefasst sein. Ihre Veröffentlichung wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, wieder einen hochinteressanten Beitrag zur Culturgeschichte unseres Volkes gewähren und uns einen erneuten Blick in die Werkstatt jener Männer ermöglichen, deren Ringen und Schaffen dem politisch und militärisch reorganisirten Preussen der Stein, Scharnhorst und Gneisenau auch auf geistigem Gebiete das Anrecht erwarb, der führende Staat eines neuen deutschen Reiches zu werden.

Am 20. Februar 1869 schlossen sich zu Berlin die Augen Johannes Schulzes, des Vierundachtzigjährigen, für immer. Die Vollendung des Baues deutscher Einheit, die Wiederaufrichtung des Kaiserthums deutscher Nation durch König Wilhelm nach dem glorreichsten Kriege, den unser Volk jemals geführt hat, sah auch er nicht mehr. Sanft und schmerzlos war er im Kreise der Seinen entschlafen, ehe das prophetische Wort herrliche Erfüllung fand, das 1817 im »Kranz der Zeit« sein Freund und ehemaliger College am Gymnasium zu Hanau, Friedrich

Rückert, die sterbende Strassburger Tanne den jüngeren
Waldgeschwistern verkünden liess:

Einst einer von euch allen,
Wenn er so altergrau
Wird, wie ich falle, fallen,
Gibt Stoff zu anderm Bau,
Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur;
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfektur.


~~~~~  
Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.  
~~~~~


Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Johannes von Muralt.

Eine Pädagogen- und Pastoren-Gestalt der Schweiz
und Rußlands

aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts,

gezeichnet

von

Bernhard Dalton.

Geheftet. Preis 3 Mark.

Der wohlbekannte Herr Verfasser, dem wir unter anderem bereits das geistvolle Lebensbild von Johannes Gogner verdanken, hat es meisterlich verstanden, mit der anziehenden Lebensgeschichte des Johannes von Muralt das geistige Leben und Streben auf dem Gebiete der Kirche und Schule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, in der Schweiz und in Rußland dem Leser zur Anschauung zu bringen. In lebensfrischer Darstellung zeigt er dem Leser das studentische Leben in Halle, wir lernen die theologische Fakultät (Nössel, Niemeyer, Vater, Knapp) und die philosophische Richtung nebst Fr. A. Wolf daselbst kennen. Mit großem Interesse lesen wir im 7. Capitel: Paris im Anfang des Jahrhunderts. Religiöse Einwirkungen. Gelehrte Anregungen (Millin, Viljoison, Bäst). Die Taubstummen- und Blindenanstalt (Abbé Sicard und Massieu). Friedrich von Schlegel. Frau von Staël. Bonaparte und die Schweizer. Pestalozzi in Paris. Einen vorzüglichen pädagogischen Beitrag liefert das 8. Capitel: Muralt bei Pestalozzi. Der Inhalt dieses Capitels ist im Besonderen folgender. a. In Burgdorf. Pestalozzi. Die Anstalt in Burgdorf. Bilder aus dem Anstaltsleben. b. In Münchenbuchsee. Emanuel von Fellenberg. Loslösung von Fellenberg. c. In Iferten. Die Blüthezeit. Zerfallende Elemente. Die Lehrer Schmid und Niederer. Auf 20 Seiten erhält man ein so lebensvolles, anschauliches Bild von Pestalozzi's Leben und Streben, wie es in dieser Kürze selten so treffend gezeichnet worden ist. Die Fortsetzung und Ergänzung hierzu liefert das 10. Cap.: Fortleben mit Pestalozzi und seiner Anstalt. Nimmt man hierzu noch das 13. Cap.: Muralt in seiner pädagogischen Wirksamkeit (in Petersburg), so hat man nicht nur eine höchst anziehende und lehrreiche Pädagogengestalt vor Augen, sondern sieht auch, wie die Ideen Pestalozzi's auf russischen Boden verpflanzt wurden. Der pädagogischen Thätigkeit geht Muralt's pastorale Wirksamkeit zur Seite, die im 12. Cap. eine eingehendere Darstellung findet. Den Schluß bildet ein Blick in das häusliche Leben Muralt's und in seine letzten Lebensjahre bis zu seinem Tode. Der anziehende Inhalt der Schrift ist in einem so edlen Stil vorgetragen, daß jeder, der das Buch in die Hand nimmt, dasselbe mit immer steigendem Interesse und gleichbleibender Befriedigung zu Ende liest.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von

W. O. von Horn

(W. Vertel).

Zweite verbesserte Auflage.

Groß 80. 35 Bogen mit 36 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis M 15. —

Geheftet M 13. —

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagsbuchhandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe,

prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis M 18. —

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

AUS DER MAJE.

Erzählungen

von
W. O. von Horn. (W. Oertel.)

Vier Bände.

Preis eines jeden Bandes von ca. 20 Bogen: Brochirt M. 1. 60 Pf.
Elegant und dauerhaft eingebunden M. 2. 25 Pf.
Jeder Band ist einzeln zu beziehen.

Die grosse Anzahl starker Bände der „Maje, ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande“ fehlen seit einer Reihe von Jahren gänzlich. Da nun fortwährend dieses gute deutsche Volksbuch verlangt wird, namentlich die darin befindlichen Erzählungen von W. O. von Horn (nur darin erschienen), so hielt ich es für geboten, die Erzählungen neu aufzulegen, und glaube damit dem deutschen Volke einen Dienst zu erweisen. An diese Erzählungen sollen sich anreihen Erzählungen anderer anerkannter Autoren und die besten Beiträge naturgeschichtlichen, geographischen und geschichtlichen Inhaltes. Meine Auswahl trifft nur das Beste und glaube ich mit vollem Recht sagen zu können, dass diese Auslese ein Volksbuch liefern wird, wie es die Volksliteratur noch nicht hat.

Inhalt der 4 Bände, Erzählungen von W. O. von Horn: Eisgang des Rheines Anno 1730. — Aus dem Spessart. — Ein Stücklein aus trüber Zeit. — Eine Ostenderin. — Eine unsichtbare Macht. — Die Dorfweise. — Meine Wege sind nicht Eure Wege. — Der Lindenbaum vor dem elterlichen Hause. — Das heimathliche Gebetsläuten. — Die Spelunke. — Ein Abenteuer auf der Wanderschaft. — Der Wittwe Heimkehr. — Ein Rheinischer Uz. — Seemannsgeschichten. — Wie einmal Einer den Backofenzins erhob. — Die Stadtmühle und die Wolkenbrüche. — Ich will vergelten, spricht der Herr. — Die Trauekunde. — Don Carlos. — Nach der Pest. — Mutterliebe. — Der Finger Gottes. — Aenneli. — Eine schreckliche Verwechslung. — Eine Wette und ihre Folgen. — Schonagiskaw, das Tschippewä Mädchen. — Eine Scene aus dem Ostender Badeleben. — Das fünf und dreissig Gulden-Loos. — Auf'm Wörth. — Die Silbermine Salzedo. — Vor, während und nach dem Uebergang Blüchers am 1. Januar 1814 bei Caub. — Die Geschichte von einem Schwarzwälder Bruder, der ein Pfiffikus war. — Ein schauerliches Räthsel. — Erzählungen auf dem Verdeck. — Zwei Hochzeiten an einem Tage. — Zwei edle Jüdinnen.

Aus jeder Seite, ja aus jeder Zeile der Horn'schen Erzählungen tritt uns eine Wärme, eine Innigkeit entgegen, wie sie nur hervorquellen kann aus einer zur vollen Andacht gestimmten edlen Seele. W. O. von Horn's Erzählungen, fromm, innig und populär, zeichnen sich ebenso sehr durch treffende Schilderungen des Häuslichen und Landschaftlichen aus, wie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnungen; sie sind daher allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, sowie allen Volksbibliotheken zu empfehlen.



Duncker, Albert

Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director
Johannes Schulze e. Beitr. zur Rückert-Biographie

Wiesbaden 1880

Biogr. 1015 gia

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11572686-7